Neue
Märchen und Geschichten.

Vierte Folge.

Von

H. C. Andersen.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1870.

Inhalt.

Seite

Hühner-Grete's Familie 7
Was die Distel erlebte 28
Was man erfinden kann 34
Die Dryade 40

Hühner=Grete's Familie.

Hühner=Grete war der einzige Mensch, welcher in dem neuen stattlichen Häuschen wohnte, das man für die Hühner und Enten des Herrenhauses gebaut hatte. Es stand da, wo ehemals das alte ritterliche Gebäude mit Thurm, gezacktem Giebel, Wallgraben und Zugbrücke gestanden hatte. Dicht daneben war eine Wildniß von Bäumen und Gebüsch, hier war der Garten gewesen und hatte sich bis an einen großen See erstreckt, welcher jetzt Moorland war. Krähen und Dohlen flogen schreiend über die alten Bäume dahin, es wimmelte von Vögeln; sie wurden nicht weniger, wenn man auch in das Gewühl hineinschoß, dasselbe vermehrte sich eher. Man hörte das Geschrei bis in das Hühnerhaus, wo Hühner=Grete saß, und die Entlein ihr über die Holzschuhe hin und her liefen. Sie kannte jedes Huhn, jede Ente von der Zeit her, wo sie aus dem Ei gekrochen waren, sie war stolz auf ihre Hühner und Enten, stolz auf das stattliche Haus, welches für sie gebaut war. Ihr eigenes Stübchen im Hause war rein und nett, so wollte es die gnädige Frau, der das Haus

gehörte; sie kam oft hierher in Begleitung von feinen, vornehmen Gästen und zeigte diesen „die Kaserne der Hühner und Enten", wie sie das Häuschen nannte.

Und hier war Kleiderschrank und Lehnstuhl, ja gar eine Commode, und auf derselben eine blank polirte messingene Platte aufgestellt, auf welcher das Wort „Grubbe" eingravirt stand, welches grade der Name des alten hochadeligen Geschlechtes war, das hier im Ritterhause gewohnt hatte. Die messingene Platte war gefunden worden, als man hier den Grund ausgrub, und der Küster hatte gesagt, sie habe keinen andern Werth, als daß sie ein altes Andenken sei. Der Küster wußte schon Bescheid von dem Ort und den alten Zeiten, er hatte sein Wissen aus Büchern; Vieles lag in seinem Tischkasten aufgeschrieben. Doch die älteste Krähe wußte vielleicht mehr als er und schrie es auch aus in ihrer Sprache, aber das war Krähensprache, die verstand der Küster nicht, so klug er auch war.

Nach heißen Sommertagen standen manchmal die Dünste über dem Moorland, als liege ein ganzer See hinter den alten Bäumen, zwischen welchen Krähen und Dohlen flatterten; so hatte es ausgesehen, als Ritter Grubbe hier lebte und das alte Herrenhaus da stand mit seinen rothen, dicken Mauern. Die Hundekette reichte damals ganz bis über den Thorweg hin; durch den Thurm gelangte man in den gepflasterten Gang, welcher nach den Zimmern führte; die Fenster waren schmal, die Scheiben klein, selbst in dem großen Saale, wo getanzt wurde, waren sie so; aber bei des letzten

Grubbe's Zeiten war seit Menschengedenken nicht getanzt worden, und doch lag hier noch eine alte Pauke, die bei der Musik gedient hatte. Hier stand ein künstlich geschnitzter Schrank, in welchem seltene Blumenzwiebeln aufbewahrt waren, denn Frau Grubbe liebte die Pflanzen und züchtete Bäume und Kräuter; ihr Gemahl ritt lieber aus, um Wölfe und Eber zu schießen, und ihn begleitete immer eine Strecke Weges sein Töchterchen Marie. Im Alter von fünf Jahren saß sie stolz auf ihrem Pferd und schaute sich keck um mit ihren großen schwarzen Augen. Ihre Lust war es, mit der Peitsche zwischen die Jagdhunde zu schlagen; der Vater hätte aber lieber gesehen, daß sie zwischen die Bauerknaben geschlagen, die zusammenliefen um die Herrschaft zu begaffen.

Der Bauer in der Erdhütte dicht am Herrenhaus hatte einen Sohn Namens Sören, im Alter mit der kleinen hochadeligen Jungfrau; er kletterte gut und mußte ihr immer die Vogelnester herunterholen; die Vögel schrieen was sie konnten, und einer der größten hackte ihn mit dem Schnabel über dem Auge, daß das Blut strömte, und man meinte, das Auge sei daraufgegangen, aber es hatte doch keinen Schaden genommen. Marie Grubbe nannte ihn *ihren* Sören, das war eine große Gunst, und die kam dem Vater, dem armen Jon, zu Gute; er hatte sich eines Tages versehen, sollte bestraft werden, auf dem hölzernen Pferde reiten. Dasselbe stand im Hofe, hatte vier Pfähle als Beine und ein einziges schmales Bret als Rücken; auf diesem sollte Jon ritt-

lings sitzen und außerdem einige schwere Mauersteine an den Füßen haben, damit er nicht gar zu leicht säße; er schnitt fürchterliche Gesichter, Sören weinte und flehte die kleine Marie an; sie gebot sogleich, daß der Vater Sören's herabgehoben werden solle, und als man ihr nicht gehorchte, stampfte sie den Fußboden und riß am Rockärmel des Vaters, daß derselbe in Stücke ging. Sie wollte was sie wollte und sie bekam ihren Willen, der Vater Sören's wurde herabgehoben.

Frau Grubbe, welche dazu kam, strich ihrem Töchterchen das Haar und blickte sie sanft an, Marie begriff nicht weshalb. —

Sie wollte zu den Jagdhunden und nicht mit der Mutter, die in den Garten zu dem See hinabging, wo die Wasserlilie blühte, Schilfkolben und Brautlichter zwischen dem Röhricht nickten; sie schaute all' diese Ueppigkeit und Frische an. „Wie angenehm!" sagte sie. Im Garten stand damals ein seltener Baum, den sie selbst gepflanzt hatte, er hieß die Blutbuche, eine Art von Mohr unter den übrigen Bäumen, so schwarzbraun waren die Blätter; derselbe mußte viel Sonnenschein haben, im steten Schatten würde er sonst grün wie die andern Bäume werden und so seine Merkwürdigkeit einbüßen. In den hohen Kastanien waren viele Vogelnester, so auch im Gebüsch und in den Grasmatten. Es war als wüßten die Vögel, daß sie hier geschützt seien, daß hier Niemand mit der Büchse paffen durfte.

Die kleine Marie ging mit Sören hierher, er ver-

stand zu klettern, wie wir wissen, und es wurden sowohl Eier als flaumfederige Jungen heruntergeholt. Die Vögel, groß und klein, flogen in Angst und Schrecken umher; der Kibitz vom Felde her, die Krähen und Dohlen von den hohen Bäumen schrieen und schrieen, es war ein Geschrei, wie es die Familie noch heut zu Tage anhebt.

„Was thut Ihr doch, Kinder!" rief die sanfte Frau, „das ist ja gotteslästerlich!"

Sören stand eingeschüchtert da, die kleine hochadelige Jungfrau schaute auch ein wenig seitwärts, aber darauf sagte sie kurz und patzig: „Ich darf das für den Vater!"

„Krah, krah! fort, fort von hier!" schrieen die großen schwarzen Vögel und flogen davon, kehrten aber am folgenden Tage wieder, denn sie waren hier zu Hause. —

Die stille, sanfte Frau blieb aber hier nicht lange zu Hause, der liebe Gott rief sie, bei ihm war auch eher ihre Heimath als hier auf dem Herrensitz; und die Kirchenglocken läuteten stattlich, als ihre Leiche zur Kirche gefahren wurde, die Augen der armen Leute wurden feucht, denn sie war ihnen gut gewesen.

Als sie fort war, nahm sich Niemand ihrer Anpflanzungen an und der Garten verödete.

Herr Grubbe war ein harter Mann, sagte man, aber die Tochter, so jung sie auch war, wußte ihn zu bändigen, er mußte lachen und sie bekam ihren Willen. Sie war jetzt zwölf Jahre alt und von kräftigem Gliederbau; sie blickte mit ihren schwarzen Augen die Leute

durch und durch, ritt ihr Pferd wie ein Mann und schoß ihre Büchse ab wie ein geübter Jäger.

Da kam einmal großer Besuch in die Gegend; der allervornehmste, den es geben konnte, der junge König und sein Halbbruder und Kamerad, Herr Ulrich Friedrich Gyldenlöwe; sie wollten Wildschweine jagen und ein paar Tage auf dem Herrensitz des Grubbe verleben. —

Gyldenlöwe saß am Tische neben Marie Grubbe, faßte sie um den Kopf und gab ihr einen Kuß, als wenn sie verwandt gewesen wären; sie aber gab ihm eine Ohrfeige und sagte, daß sie ihn nicht ausstehen könne, und darüber wurde sehr gelacht, als wenn es gar zu amüsant sei.

Das ist es vielleicht auch gewesen, denn fünf Jahre später, Marie hatte ihr siebzehntes Jahr erfüllt, kam ein Bote mit einem Brief an, in welchem Herr Gyldenlöwe sich die Hand der hochadeligen Jungfrau erbat; das war 'was!

„Er ist der vornehmste und galanteste Herr im ganzen Reich," sagte Herr Grubbe; „das ist nicht zu verachten."

„Ich mag ihn grade nicht so sehr!" sagte Marie Grubbe, aber sie verachtete nicht den vornehmsten Mann des Landes, der dem König zur Seite saß.

Silberzeug, wollene und leinene Sachen gingen mit einem Schiffe nach Kopenhagen ab; sie machte die Reise landwärts in zehn Tagen. Die Aussteuer hatte aber contrairen Wind oder gar keinen Wind, es

verstrichen vier Monate, bis dieselbe dort ankam, und als sie kam, war Frau Gyldenlöwe fort. —

„Eher will ich auf gröbster Leinwand, als in seinen seidenen Betten liegen!“ sagte sie. „Lieber gehe ich baarfuß, als mit ihm in der Kutsche fahren!“

Spät eines Abends im November ritten zwei Frauen in die Stadt Aarhuus ein, es waren die gnädige Frau Gyldenlöwe, Marie Grubbe, und ihr Mädchen. Sie kamen von der Stadt Weile, wohin sie mit einem Schiffe von Kopenhagen aus gelangt waren. Sie hielten bei Herrn Grubbe's steinernem Haus in Aarhuus an. Herr Grubbe fand diesen Besuch nicht angenehm. Marie wurde hart angeredet, aber sie bekam doch eine Kammer zum Schlafen, sie bekam auch ihre Biersuppe des Morgens, aber das Böse in dem Vater war gegen sie aufgestachelt, woran sie nicht gewöhnt war; von sanftem Gemüth war sie nicht, wie man angeredet wird, so antwortet man; sie antwortete freilich und sprach mit Bitterkeit und Haß von ihrem Eheherrn, mit dem sie nicht leben wolle, dazu sei sie zu ehrbar. —

Es verstrich ein Jahr, es verstrich nicht angenehm. Es fielen böse Worte zwischen Vater und Tochter, das darf niemals sein. Böse Worte tragen böse Frucht. Was für ein Ende sollte das nehmen!

„Wir Beide können nicht unter einem Dache bleiben!“ sagte eines Tages der Vater. „Ziehe von hier fort nach unserm alten Herrenhof, aber beiße Dir lieber die Zunge ab, als daß Du Lügen unter die Leute bringst!“

So trennten sich die Beiden; sie zog mit ihrem Mädchen in den alten Herrensitz ein, wo sie geboren war, wo die stille fromme Frau, ihre Mutter, in der Grabkammer der Kirche lag; ein alter Viehhüter wohnte auf dem Hofe, das war die ganze Mannschaft. In den Zimmern hing das Spinngewebe schwarz und schwer von Staub bedeckt, im Garten wuchs Alles wie es wollte; Hopfen und Schlingpflanzen liefen wie ein Netz zwischen Baum und Gebüsch, Schierling und Nessel nahmen an Größe und Kraft zu. Die Blutbuche war überwuchert und im Schatten, und ihre Blätter waren jetzt grün wie die der anderen gewöhnlichen Bäume, mit ihrer Herrlichkeit war es aus. Krähen und Dohlen in großen dichten Schaaren flogen über die hohen Kastanien dahin, es war ein Geschrei, als hätten sie einander wichtiges Neues zu erzählen. Jetzt sei sie wieder da, die Kleine, die ihre Eier und Brut hatte stehlen lassen; der Dieb selbst, der sie herunter holte, kletterte nun am blattlosen Baum herum, saß im hohen Schiffsmaste und bekam seine Schläge mit dem Tauende, wenn er sich nicht schickte. —

Das Alles erzählte in unserer Zeit der Küster, er hatte es gesammelt und zusammengesucht aus Büchern und Aufzeichnungen; es lag mit vielem Anderen geschrieben und verschlossen in seinem Tischkasten.

„Aufwärts und niederwärts ist der Welt Lauf!" sagte er, „es ist sonderbar zu hören!" — Und wir wollen hören, wie es Marie Grubbe erging; wir vergessen deshalb nicht Hühner-Grete, sie sitzt in ihrem stattlichen Hühnerhaus

zu unserer Zeit. Marie Grubbe saß zu ihrer Zeit, aber nicht mit dem Sinn, wie die alte Hühner-Grete.

Der Winter verstrich, das Frühjahr und der Sommer verstrich, dann kehrte die windige Herbstzeit wieder mit dem nassen kalten Meeresnebel. Es war ein einsames, langweiliges Leben auf dem alten Herrensitz.

Marie Grubbe nahm ihre Büchse zur Hand und ging in die Haide hinaus, schoß Hasen und Füchse und schoß, was sie von Vögeln erreichen konnte. Draußen traf sie mehr als einmal auf den adeligen Herrn Palle Dyre von Nörrebäk, er strich auch mit seiner Büchse und seinen Hunden umher. Er war groß und stark, damit prahlte er, wenn sie mit einander sprachen. Er hätte sich mit dem seligen Herrn Brockenhuus zu Egeskov auf Fühnen messen dürfen, von welchem die Leute noch sprachen. — Palle Dyre hatte, nach dem Beispiel des Brockenhuus, eine eiserne Kette mit einem Jagdhorn in seinem Thorweg anhängen lassen, und wenn er nach Hause geritten kam, ergriff er die Kette, hob sich mit sammt dem Pferde vom Boden empor und blies in das Horn. —

„Kommen Sie selbst und sehen das mit an, Frau Marie!" sagte er. „Man athmet frisch und frei auf Nörrebäk."

Wann sie auf seinen Herrensitz gekommen ist, steht nicht verzeichnet, aber auf den Altarleuchtern in der Kirche zu Nörrebäk war zu lesen, daß sie von Palle Dyre und Marie Grubbe zu Nörrebäk Herrensitz geschenkt waren.

Groß und stark war Palle Dyre; er trank wie ein Schwamm, er war wie eine Tonne, die nicht voll werden konnte; er schnarchte wie ein ganzer Schweinestall; roth und aufgedunsen sah er aus.

„Hinterlistig und tückisch ist er!" sagte Frau Palle Dyre, Grubbe's Tochter. Bald hatte sie das Leben mit ihm überdrüssig, aber deshalb wurde es doch nicht besser.

Eines Tages stand der Tisch gedeckt und die Speisen wurden kalt; Palle Dyre war auf der Fuchsjagd und die gnädige Frau war nirgends zu finden. — Palle Dyre kehrte gegen Mitternacht zurück, Frau Dyre kam weder um Mitternacht noch am nächsten Morgen, sie hatte Nörrebäk den Rücken gekehrt, war ohne Gruß und Lebewohl davongeritten.

Es war graues nasses Wetter; der Wind blies kalt, es flog eine Schaar schwarzer, schreiender Vögel über sie dahin, die waren nicht so heimathlos wie sie.

Zuerst zog sie südwärts, ganz hinab bis zum deutschen Reich; ein paar goldene Ringe mit kostbaren Steinen wurden zu Gelde gemacht, dann lenkte sie ostwärts, so kehrte sie wieder um und ging westwärts, sie hatte kein Ziel vor Augen und haderte mit Allem, selbst mit dem guten Gott, so elend war ihr Gemüth; bald wurde auch ihr Körper elend, sie vermochte kaum den Fuß zu rühren. Der Kibitz flog auf, als sie über den Erdhügel fiel, wo er sein Nest hatte; der Vogel schrie wie er immer schreit: „Du Dieb! Du Dieb!" Sie hatte nie das Gut ihres Nächsten gestohlen, aber Vogel-

eier und junge Vögel hatte sie sich als kleines Mädchen vom Hügel und Baume herabholen lassen'; daran dachte sie jetzt.

Von da, wo sie lag, konnte sie die Sanddünen sehen; am Meeresufer dort wohnten Fischer, aber dorthin konnte sie nicht gelangen, so krank war sie. Die großen weißen Möven flogen hier über sie hinweg und schrieen, wie die Krähen und Dohlen schrieen zu Hause im Garten des Herrensitzes. Die Vögel flogen ganz nahe an sie heran, zuletzt schien es ihr, als würden sie rabenschwarz, aber dann wurde es auch Nacht vor ihren Augen. —

Als sie die Augen wieder aufschlug, wurde sie gehoben und getragen; ein großer starker Mann hatte sie auf seine Arme gehoben, sie blickte ihm grade in sein bärtiges Gesicht; er hatte eine Narbe über dem einen Auge, welche die Braue gleichsam in zwei Theile trennte er trug sie, so elend sie war, nach dem Fahrzeug, wo er dafür vom Schiffer böse Worte bekam.

Am Tage darauf segelte das Fahrzeug ab. Marie Grubbe kam nicht an's Land; sie segelte also mit. Aber sie kehrte doch wohl wieder? — Ja, wann und wo?

Auch hiervon wußte der Küster zu erzählen, und es war keine Geschichte, die er selbst zusammenstoppelte; er hatte den ganzen seltsamen Hergang aus einem alten glaubwürdigen Buche, welches wir selbst hervorholen und lesen können. Der dänische Geschichtschreiber Ludwig Holberg, welcher so viele lesenswerthe Bücher und die lustigen Comödien geschrieben hat, aus welchen wir

seine Zeit und deren Menschen recht kennen lernen können, erzählt in seinen Briefen von Marie Grubbe, wo und wie er ihr begegnete; es ist wohl werth zu hören; deshalb vergessen wir aber Hühner-Grete durchaus nicht, sie sitzt fröhlich und gut in dem stattlichen Hühnerhaus.

Das Schiff segelte ab mit Marie Grubbe: dabei blieben wir stehen. —

Es vergingen lange Jahre.

Die Pest wüthete in Kopenhagen, es war im Jahre 1711. Die Königin von Dänemark zog fort in ihre deutsche Heimat, der König verließ die Hauptstadt, Jeder, der es vermochte, beeilte sich hinweg zu kommen. Die Studenten, selbst wenn sie freie Wohnung und Kost hatten, verließen die Stadt. Einer derselben, der letzte, welcher in dem Frei-Collegium geblieben war, zog endlich auch fort. Es war zwei Uhr des Morgens; er trug seinen Ranzen, welcher mehr mit Büchern und Geschriebenem, als mit Kleidungsstücken gefüllt war. Ein feuchter Nebel hing über der Stadt, kein Mensch war auf den Straßen zu sehen; die Thüren der Häuser ringsum waren mit Kreuzen beschrieben, zum Zeichen, daß drin die Seuche sei oder die Leute ausgestorben seien. Ein großer Rüstwagen rasselte an ihm vorüber; der Kutscher schwang die Peitsche, die Pferde flogen im Galopp dahin, der Wagen war mit Todten gefüllt. Der junge Student hielt die Hand vor sein Gesicht und roch an einen starken Spiritus, den er auf einem Schwamm in einem kleinen Behälter von Messing bei sich führte. Aus

einer Kneipe in einer der Gassen schallten Gesang und unheimliches Gelächter heraus von Leuten, welche die Nacht hindurch tranken, um zu vergessen, daß die Seuche vor der Thüre stände und sie mit zu den anderen Todten im Rüstwagen holen möchte. Der Student lenkte seine Schritte nach dem Canal an der Schloßbrücke, dort lagen ein paar kleine Schiffe; eins derselben lichtete, um von der pestangesteckten Stadt fortzukommen.

„Wenn Gott uns am Leben läßt und wir Wind dazu bekommen, gehn wir nach Grönsund bei Falster!" sagte der Schiffer und fragte den Studenten, welcher mit wollte, um seinen Namen.

„Ludwig Holberg," antwortete der Student, und der Name klang wie jeder andere; jetzt klingt in ihm einer der stolzesten Namen Dänemarks, damals war er nur ein junger unbekannter Student.

Das Schiff glitt an dem Schlosse vorüber. Es war noch nicht heller Tag, als es das offene Meer erreichte. Ein leichter Wind schwellte die Segel, der junge Student setzte sich mit dem Gesicht gegen den frischen Wind gewendet und schlief ein, und das war grade nicht das Räthlichste.

Schon am dritten Morgen lag das Schiff an der Insel Falster. „Kennt Ihr Jemand hier am Orte, wo ich mit wenigem Geld mich einlogiren könnte?" fragte Holberg den Schiffer.

„Ich sollte meinen, Ihr thätet gut, wenn Ihr zu der Fährfrau im Borrehaus ginget," antwortete dieser. „Wollt Ihr sehr höflich sein, so heißt sie Mutter Sören

Sörensen Müller. Doch kann es sich ereignen, daß sie wüthend wird, wenn Ihr gar zu fein mit ihr thut. Der Mann ist wegen eines Verbrechens verhaftet, sie führt selbst das Fährboot, Fäuste hat sie!"

Der Student nahm seinen Ranzen und begab sich nach dem Fährhause. Die Hausthür war nicht verschlossen, sie ging auf und er trat in eine gepflasterte Stube, wo die Bank, mit einem großen Deckbett mit Handschuhleder überzogen, das bedeutendste Hausgeräth bildete. Eine weiße Henne mit ihren Küchlingen war an die Bank gebunden und hatte den Wassernapf umgestoßen, daß das Wasser über den Fußboden floß. Es waren keine Leute weder hier noch in der anstoßenden Kammer; nur eine Wiege, in welcher ein Kind lag, stand da. Das Fährboot kehrte zurück, es saß nur Einer in demselben, ob Mann oder Weib war nicht leicht zu entscheiden. Die Person war in einen großen Mantel gehüllt und trug auf dem Kopfe eine Art Kapuze. Das Boot legte bei.

Es war eine weibliche Person, welche ausstieg und in die Stube trat. Sie sah recht ansehnlich aus, als sie ihren Rücken richtete; zwei stolze Augen saßen unter den schwarzen Brauen. Es war Mutter Sören, die Fährfrau; Krähen und Dohlen würden einen andern Namen schreien, den wir besser kennen.

Sie sah mürrisch aus, vom Reden mochte sie wohl nicht viel halten, aber soviel wurde doch besprochen und abgemacht, daß der Student sich auf unbestimmte Zeit in

Kost bei ihr gab, während es in Kopenhagen so schlecht bestellt war.

Nach dem Fährhaus kamen häufig aus dem nahen Städtchen dieser und jener achtbare Bürger. Es kamen Franz Messerschmied und Sivert Acciseneinnehmer; sie tranken einen Krug Bier im Fährhause und discurirten mit dem Studenten; derselbe sei ein habiler junger Mann, der seine Practica verstand, wie sie es nannten; er las Griechisch und Lateinisch und wußte Bescheid in gelehrten Sachen. —

„Je weniger man weiß, desto weniger drückt es Einem!“ sagte Mutter Sören.

„Ihr habt es strenge!“ sagte Holberg eines Tages, als sie ihre Wäsche in der scharfen Lauge beuchte und selbst die Holzknorren zu der Feuerung spalten mußte.

„Das ist meine Sache!“ antwortete sie.

„Habt Ihr Euch von Kindheit an immer so abäschern müssen?“

„Das könnt Ihr wohl an den Fäusten ablesen!“ sagte sie und zeigte zwei freilich kleine, aber harte, starke Hände mit abgebissenen Nägeln dar. „Ihr seid ja gelehrt und könnt lesen.“

Zur Weihnachtszeit begann es stark zu schneien; die Kälte stellte sich ein, der Wind blies scharf, als führe er Scheidewasser mit, den Leuten das Gesicht zu waschen. Mutter Sören ließ sich das nicht anfechten, sie warf den Mantel um und zog die Kapuze über den Kopf. Es war schon früh am Nachmittage finster im Hause; sie legte Holz und Torf auf den Herd, setzte sich dann, ihre

Strümpfe zu stopfen, es war kein Anderer da, der es that. Gegen Abend sprach sie mehr Worte zu dem Studenten, als es sonst ihre Gewohnheit war; sie sprach von ihrem Mann.

„Er hat unvorsätzlich einen Schiffer von Dragör um's Leben gebracht und muß nun dafür drei Jahre in Eisen arbeiten. Er ist nur gemeiner Matrose, deshalb muß das Gesetz seinen Verlauf haben."

„Das Gesetz gilt auch für die höheren Stände!" sagte Holberg.

„Glaubt Ihr?" sagte Mutter Sören und schaute eine Weile in's Feuer, aber darauf nahm sie wieder das Wort. „Habt Ihr vom Kai Lykke gehört, der eine seiner Kirchen einreißen ließ, und als der Prediger Herr Martin deshalb von der Kanzel herab donnerte, diesen in Eisen schlagen, ein Gericht sitzen ließ und selbst ihn zum Tode verurtheilte, und er mußte richtig den Hals herreichen; das war kein unvorsätzlicher Todesstreich, und doch ging Kai Lykke damals frei aus!"

„Er war nach damaliger Zeit in seinem Recht!" sagte Holberg; „jetzt sind wir über dieselbe hinaus."

„Das könnt Ihr einen Dummen einbilden!" sagte Mutter Sören, stand auf und ging in die Kammer, wo das kleine Kind lag; das lüftete sie und legte es zurecht, darauf machte sie den Bettkasten des Studenten zurecht; er hatte das große Deckbett, er war frostiger als sie, und er war doch in Norwegen geboren.

Am Neujahrsmorgen war es ein richtig heller sonniger Tag. Der Frost war so stark gewesen, oder

war es noch, daß der gefallene Schnee so hart zusammengefroren war, daß man auf ihm gehen konnte. Die Glocken des Städtchens läuteten zur Kirche; Student Holberg hüllte sich in seinen wollenen Mantel und wollte zur Stadt gehen.

Ueber das Fährhaus flogen mit großem Geschrei Krähen und Dohlen dahin; man vernahm durch das Geschrei kaum die Kirchglocken. Mutter Sören stand vor dem Hause und füllte einen messingenen Kessel mit Schnee, um ihn über das Feuer zu setzen und Trinkwasser zu bekommen; sie blickte zu dem Gewimmel von Vögeln hinauf und hatte so ihre eigenen Gedanken dabei.

Student Holberg ging zur Kirche; auf dem Hin- und Rückweg kam er an dem Hause des Sivert Einnehmers am Stadtthor vorüber. Hier wurde er auf eine Tasse Warmbier mit Syrup und Ingwer eingeladen; das Gespräch fiel auf Mutter Sören, aber der Acciseneinnehmer wußte nicht viel Bescheid, das wußten wohl überhaupt nicht Viele; sie sei nicht von der Insel Falster, sagte er, ein wenig Mittel habe sie wohl einmal gehabt, ihr Mann sei ein gemeiner Matrose, hitzig von Temperament, einen Dragör=Schiffer habe er todtgeschlagen; „das Weib prügelt er, und doch vertheidigt es ihn.“ —

„Ich duldete solche Behandlung nicht!“ sagte die Frau des Einnehmers. „Ich stamme nun auch von besseren Leuten her! mein Vater war königlicher Strumpfweber!“

„Deshalb seid Ihr auch mit einem königlichen

Beamten in die Ehe getreten," sagte Holberg und machte eine Reverenz vor ihr und dem Einnehmer. —

Es war am Abend des Festes der heiligen drei Könige. Mutter Sören zündete Holberg ein Dreikönigslicht an, das heißt ein dreizackiges Talglicht, welches sie selbst gezogen hatte.

„Ein Licht für jeden Mann!" sagte Holberg.

„Jeden Mann?" sagte die Frau und sah ihn scharf an.

„Jeden der weisen Männer aus dem Morgenlande!" sagte Holberg.

„In der Weise!" sagte sie und schwieg lange. Aber an diesem Abende erfuhr er doch mehr, als er vorher gewußt hatte.

„Ihr seid Eurem Ehemann recht in Liebe zugethan," sagte Holberg; „die Leute sagen doch, daß er Euch alle Tage schlecht behandelt."

„Das geht Niemand außer mir an!" antwortete sie. „Die Schläge hätten mir gut thun können, als ich Kind war; jetzt bekomme ich sie wohl meiner Sünden halber! Was er mir aber Gutes gethan hat, das weiß ich," und sie erhob sich. „Als ich auf der öden Haide krank lag und Niemand sich meiner annehmen wollte, Niemand mit mir zu schaffen haben wollte, es sei denn Krähen und Dohlen, um mich zu zerhacken, trug er mich auf seinen Armen und mußte böse Worte hören wegen der Beute, die er an Bord des Schiffes brachte. — Ich bin nicht dazu geschaffen, um krank zu liegen, und ich erholte mich auch wieder. Jeder hat

so seine Art und Weise, Sören hat seine, man darf das Pferd nicht nach der Halfter beurtheilen! Mit ihm habe ich Alles in Allem angenehmer gelebt, als mit dem, den sie den vornehmsten und galantesten aller Unterthanen des Königs nannten. Ich habe den Statthalter Gyldenlöwe, des Königs Halbbruder, zum Ehegemahl gehabt; nachher nahm ich den Palle Dyre. Der Eine so gut wie der Andere, jeder in seiner Weise und ich in der meinigen. — Das war ein langer Schnack, aber jetzt wißt Ihr es!" Und damit verließ sie die Stube.

Es war Marie Grubbe! So sonderbar hatte ihr das Leben mitgespielt. Viele Abende des heiligen drei Königsfestes blieb sie nicht am Leben; Holberg hat es niedergeschrieben, daß sie im Juni 1716 starb, aber er hat nicht niedergeschrieben, denn er wußte es nicht, daß eine Menge großer schwarzer Vögel über das Fährhaus kreisten, als Mutter Sören, wie sie genannt wurde, dort als Leiche lag, sie schrieen nicht, als wüßten sie, daß zum Begräbniß Stille sich schickt. Sobald sie in der Erde lag, waren die Vögel nicht mehr zu sehen, aber an demselben Abend wurde in Jütland, bei dem alten Herrenhof, eine unermeßliche Menge Krähen und Dohlen gesehen; sie schrieen, eine lauter wie die andre, als hätten sie Etwas kund zu machen, vielleicht von ihm, der als kleiner Knabe ihre Eier und Jungen ausnahm, dem Bauernsohn, welcher ein Hosenband von Eisen bekam, und der hochadeligen Jungfrau, die als Frau des Fährmanns endigte. „Braw! Braw!" schrieen sie.

Und das Geschlecht schrie: braw, braw! als der alte Herrenhof eingerissen wurde. „Sie schreien noch und es ist nichts mehr zu beschreien!" sagte der Küster, wenn er erzählte: „Das Geschlecht ist ausgestorben, der Herrenhof niedergerissen und wo derselbe stand, steht jetzt das stattliche Hühnerhaus mit vergoldeten Windfahnen und mit der alten Hühner-Grete. Sie freuet sich sehr ihrer reizenden Wohnung; — wäre sie nicht hierher gekommen," fügte der Küster hinzu, „hätte sie in's Armenhaus gemußt."

Die Tauben girrten über ihr, die Trut-Hühner plauderten ringsum und die Enten schnatterten.

„Niemand kannte sie," sagten sie, „Familie hat sie nicht. Es ist reine Barmherzigkeit, daß sie hier ist. Sie hat weder Entenvater noch Hühnermutter, keine Nachkommen!"

Familie hatte sie doch; sie kannte sie nur nicht, der Küster auch nicht, wenn er auch noch so viel aufgeschrieben und in seinem Tischkasten hatte; aber eine der alten Krähen wußte darum, erzählte davon. Sie hatte von ihrer Mutter und Großmutter von der Mutter und Großmutter der Hühner-Grete gehört; auch wir kennen die Großmutter, wir sahen sie als Kind über die Zugbrücke reiten und stolz um sich schauen, als gehörte ihr die ganze Welt und alle Vogelnester, und wir sahen sie auf der Haide an den Sanddünen und zuletzt in dem Fährhaus. Die Enkelin, die letzte ihres Geschlechts, war wieder in die Heimath gekommen, wo das alte Herrenhaus gestanden hatte, wo die schwarzen wilden

Vögel schrieen; aber sie saß unter den zahmen Vögeln, und die kannten sie und hatten sie lieb. Hühner=Grete hatte nichts mehr zu wünschen, sie freute sich auf den Tod und war auch alt genug, um zu sterben.

„Grab! Grab!" schrieen die Krähen.

Und Hühner=Grete bekam ein gutes Grab, welches Niemand kannte außer der alten Krähe, wenn die nicht auch todt ist.

Und nun kennen wir die Geschichte von dem alten Herrensitz, dem alten Geschlecht und der ganzen Familie der Hühner=Grete.

Was die Distel erlebte.

An dem reichen Herrensitz lag ein schöner wohlgehaltener Garten mit seltenen Bäumen und Blumen; die Gäste des Besitzers sprachen ihr Entzücken über diese aus, die Leute der Umgegend von Land und Stadt kamen an Sonn- und Festtagen und baten um Erlaubniß, den Garten zu sehen, ja ganze Schulen fanden sich zu solchen Besuchen ein.

Außerhalb des Gartens an dem Pfahlzaun am Feldwege stand eine große mächtige Distel, sie breitete sich von der Wurzel in mehrere Zweige aus, so daß sie wohl ein Distelbusch genannt werden konnte. Niemand außer dem alten Esel, welcher den Milchwagen des Milchmädchens zog, sah sie an. Der machte einen langen Hals nach der Distel hinüber und sagte: „Schön bist Du, ich möchte Dich fressen!“ Aber der Strick war so lang nicht, daß er sie erreichen und fressen konnte.

Es war große Gesellschaft auf dem Herrenhof, hochadeliges Geschlecht aus der Hauptstadt, junge hübsche Mädchen, und unter diesen ein Fräulein aus weiter Ferne; sie kam aus Schottland, war von hoher Ge-

burt, reich an Gut und Gold; eine Braut, die wohl zu besitzen werth sei, sagte mehr als einer der jungen Herren, und auch die Mütter sagten es.

Die Jugend tummelte sich auf der Grasplaine und spielte Ball; sie wandelte unter den Blumen, und jedes der jungen Mädchen brach eine Blume und steckte sie in das Knopfloch eines der jungen Herren; aber das schottische Fräulein schaute sich lange wählerisch um; keine der Blumen schien ihrem Geschmack zu entsprechen; da fiel ihr Blick über den Zaun hinaus, draußen stand der große Distelbusch mit den rothblauen, kräftigen Blumen, sie sah dieselben, sie lächelte und bat den Sohn vom Hause, ihr eine zu pflücken.

„Sie ist die Blume Schottlands!“ sagte sie, „sie prangt in dem Wappen des Landes, geben Sie mir die!“

Und er holte die schönste und stach sich die Finger, als wäre sie an dem schärfsten Rosendorn gewachsen.

Die Distelblume steckte sie in das Knopfloch des jungen Mannes und er fühlte sich hoch geehrt. Jeder der anderen jungen Herren hätte gern seine Prachtblume hingegeben, um diese zu tragen, die von der feinen Hand des schottischen Fräuleins gespendet war. Und fühlte sich der Sohn des Hauses geehrt, was fühlte sich dann nicht der Distelbusch, es war als durchströme ihn Thau und Sonnenschein.

„Ich bin etwas mehr als ich weiß!“ sprach die Distel in sich hinein. „Ich gehöre wohl eigentlich innerhalb und nicht außerhalb des Zaunes hin. Man wird in der Welt oft sonderbar gestellt! Aber jetzt

habe ich doch eine der meinigen über dem Zaun und gar im Knopfloch!"

Dieses Ereigniß erzählte sie jeder Knospe, die hervorschoß und sich entfaltete, und es vergingen nicht viele Tage, so hörte die Distel, nicht von Menschen, nicht aus dem Vogelgezwitscher, sondern aus der Luft selbst, welche die Laute bewahrt und weit umher führt, aus den entlegensten Gartengängen und aus den Zimmern des Hauses, in denen Fenstern und Thüren offen standen, daß der junge Herr, welcher die Distelblume aus der Hand des feinen schottischen Fräuleins bekam, nun auch die Hand und das Herz desselben erhalten hatte. Es war ein schönes Paar, eine gute Partie.

„Das habe ich zusammengethan!" meinte die Distel und dachte an die Blume, die sie für das Knopfloch hergegeben hatte. Jede Blume, welche sich entfaltete, bekam dieses Ereigniß zu hören.

„Ich werde gewiß in den Garten eingepflanzt!" dachte die Distel, und vielleicht in einen Topf gesetzt, welcher klemmt, das soll die allergrößte Ehre sein!"

Und die Distel dachte sich dieses so lebhaft, daß sie mit voller Ueberzeugung sprach: „Ich werde in einen Topf umgesetzt!"

Sie versprach jeder kleinen Distelblume, die sich entfaltete, daß auch sie in einen Topf, vielleicht in's Knopfloch kommen sollte, das Höchste, was zu erreichen sei; aber keine von ihnen kam in Topf, geschweige denn in's Knopfloch; sie tranken Luft und Licht, leckten Sonnenschein am Tage und Thau in der Nacht, blühten,

bekamen Besuch von Bienen und Bremsen, die nach der Mitgift, dem Honig der Blume, suchten, und den Honig nahmen sie, die Blume ließen sie stehen. „Das Räuberpack!“ sagte die Distel. „Wenn ich sie nur aufspießen könnte! Aber ich kann nicht.“

Die Blumen ließen die Köpfe hängen, siechten hin, aber es kamen wieder neue.

„Ihr kommt wie gerufen,“ sagte die Distel. „Ich erwarte jede Minute über den Zaun zu gelangen.“

Einige unschuldige Gänseblümlein und ein langer dürrer Wegebreitstengel standen und hörten mit tiefer Bewunderung zu und glaubten Alles, was sie sagte.

Der alte Esel des Milchkarrens stand am Rande des Feldwegs und schielte nach dem blühenden Distelbusch hinüber, aber der Strick war zu kurz, um ihn zu erreichen.

Und die Distel dachte so lange an die Distel Schottlands, zu deren Geschlecht sie sich zählte, daß sie zuletzt meinte, sie sei aus Schottland gekommen und ihre Eltern seien in das Reichswappen hineingewachsen. Das war ein großer Gedanke, aber eine große Distel kann schon einen großen Gedanken haben.

„Man ist oft aus so vornehmer Familie, daß man es nicht wissen darf!“ sagte die Nessel, die dicht nebenan wuchs; sie hatte gleichsam ein Ahnung, daß aus ihr „Nesseltuch“ werden könne, wenn sie richtig behandelt würde.

Und der Sommer verstrich, und der Herbst verstrich; die Blätter fielen von den Bäumen, die Blumen

bekamen tiefere Farbentöne und hatten geringeren Duft. Der Gärtnerbursche sang im Garten über den Zaun hinaus:

„Bergauf, bergab, ja ab und auf,
Das ist der ganze Lebenslauf!“

Die jungen Tannenbäume im Walde begannen sich nach der Weihnachten zu sehnen, aber noch war lange Zeit hin zu Weihnachten.

„Hier stehe ich noch!“ sagte die Distel. „Es ist, als dächte Niemand an mich und ich habe doch die Partie gestiftet; verlobt wurden sie und Hochzeit haben sie gehabt, es sind jetzt acht Tage her. Ja, ich thue keinen Schritt, denn ich kann nicht.“

Es verstrichen noch einige Wochen; die Distel stand da mit ihrer letzten einzigen Blume, groß und voll, sie war in der Nähe von der Wurzel hervorgeschossen, der Wind blies kalt über sie hin, die Farben verschwanden, der Blumenkelch, groß wie an der Blume einer Artischocke, zeigte sich wie eine versilberte Sonnenblume.

Da traten eines Tages das junge Paar, jetzt Mann und Frau, in den Garten; sie gingen längs des Pfahlzaunes dahin, und die junge Frau schaute über denselben hinaus.

„Da steht noch die große Distel,“ sagte sie. „Jetzt hat sie keine Blume mehr.“

„O ja, das Gespenst der letzten ist noch da,“ sagte er und deutete auf den silberschimmernden Rest der Blume, selbst eine Blume.

„Schön ist sie freilich,“ sagte sie. „Eine solche muß in den Rahmen unseres Bildes eingeschnitzt werden.

Und der junge Mann mußte wieder über den Zaun hinüber und den Distelbecher abbrechen. Der stach ihn in den Finger, hatte er ihn doch ein Gespenst genannt. Und der Distelblumenbecher kam in den Garten, in's Haus, in den Saal; dort stand ein Gemälde: „die jungen Eheleute". Im Knopfloch des Bräutigams war eine Distelblume gemalt. Es wurde von dieser gesprochen und auch von dem Blumenbecher, den sie brachten, der letzten jetzt silberglänzenden Distelblume, deren Abbild in den Rahmen geschnitzt werden sollte.

Und die Luft trug das Gesprochene hinaus, weit umher.

„Was man doch erleben kann!" sagte der Distelbusch. „Meine Erstgeborne kam in's Knopfloch, meine Letztgeborne kam in den Rahmen! Wohin komme ich?"

Und der Esel stand am Wege und schielte zu der Distel hinüber.

„Komm zu mir, mein Freß=Liebchen! Ich kann nicht zu Dir, der Strick ist nicht lang genug!"

Aber die Distel antwortete nicht; sie wurde immer gedankenvoller; sie sann und sann immerfort bis gegen Weihnachten, und dann trieb der Gedanke seine Blume.

„Wenn die Kinder nur gut drin sind, so findet die Mutter sich darein, draußen vor dem Zaun zu stehen."

„Das ist ein ehrenwerther Gedanke!" sagte der Sonnenstrahl. „Sie sollen auch einen guten Platz bekommen."

„Im Topf oder im Rahmen?" fragte die Distel.

„In einem Märchen!" sagte der Sonnenstrahl.

Was man erfinden kann.

Es war einmal ein junger Mann, der darauf hin studirte, Dichter zu werden; er wollte es zu Ostern werden, sich verheirathen und von der Dichterei leben. Das Dichten, das wußte er, besteht nur darin, daß man Etwas erfinden kann; aber er konnte Nichts erfinden. Er war zu spät geboren, Alles war aufgenommen, bevor er zur Welt kam, von Allem war gedichtet und erzählt worden.

„Die glücklichen Menschen, die vor tausend Jahren geboren wurden!“ sagte er. „Die hatten leicht, unsterblich zu werden! Glücklich selbst derjenige, der vor hundert Jahren geboren wurde, damals war doch noch etwas da, wovon gedichtet werden konnte; jetzt ist die Welt ausgedichtet, was soll ich hineindichten können?“

Darauf studirte er, daß er krank und elend wurde, der elende Mensch; kein Doctor konnte ihm helfen, aber vielleicht die kluge Frau. Sie wohnte in dem Häuschen am Wege, wo das Heck ist, welches sie Fahrenden und Reitenden aufschloß; sie konnte zwar mehr, als das Heck aufschließen, sie war klüger als der

Doctor, welcher im eigenen Wagen fährt und Rangsteuer zahlt.

„Ich muß zu ihr hinaus!“ sagte der junge Mann.

Das Haus, in welchem sie wohnte, war klein und nett, aber langweilig anzusehen; es war hier kein Baum, keine Blume; neben der Thüre stand ein Bienenkorb, sehr nützlich! Es war auch ein kleines Kartoffelfeld da, sehr nützlich! und ein Erdwall mit Schlehendorn, welcher abgeblüht und Beeren angesetzt hatte, die den Mund zusammenschnüren, wenn man sie kostet, bevor sie Frost bekommen haben.

„Das ist leibhaftig unsere poesielose Zeit, die ich hier sehe!“ dachte der junge Mann, und das war immerhin ein Gedanke, ein Goldkorn, welches er an der Thüre der klugen Frau fand.

„Schreibe das nieder!“ sagte sie; „Krumen sind auch Brot! Weshalb Du hierher kommst, weiß ich; Du kannst Nichts erfinden und doch willst Du zu Ostern Dichter sein!“

„Alles ist niedergeschrieben!“ sagte er. „Unsere Zeit ist nicht die alte Zeit!“

„Nein!“ sagte die Frau; „in der alten Zeit wurden die klugen Frauen verbrannt, und die Poeten gingen einher mit leeren Magen, und der Ellbogen steckte ihnen aus dem Aermel heraus. Die Zeit ist grade gut, sie ist die allerbeste! Aber Du hast den richtigen Blick nicht, Du hast das Gehör nicht geschärft und betest wohl auch niemals Abends Dein Vaterunser. Hier ist vollauf vorhanden, um zu dichten und zu erzählen, wenn

man erzählen kann. Du kannst es aus den Gewächsen der Erde herauslesen, es aus dem dahinfließenden und dem stillstehenden Wasser schöpfen, aber Du mußt es verstehen, mußt es verstehen, einen Sonnenstrahl aufzufangen. Versuche nun einmal meine Brille, setze mein Hörrohr an's Ohr, bete dann zu Gott und laß ab, an Dich selbst zu denken!"

Das Letztere war nun sehr schwierig, mehr als eine kluge Frau verlangen kann.

Er bekam die Brille und das Hörrohr, und wurde mitten in das Kartoffelfeld gestellt; sie gab ihm eine große Kartoffel in die Hand; es klang in derselben, es kam Gesang mit Worten, die Geschichte der Kartoffeln, interessant, — eine Alltagsgeschichte in zehn Theilen, zehn Zeilen genügten.

Und was sang die Kartoffel?

Sie sang von sich und ihrer Familie: von der Ankunft der Kartoffeln nach Europa, von der Verkennung, welcher sie ausgesetzt gewesen, bevor sie, wie jetzt, als ein größerer Segen denn ein Goldklumpen anerkannt dastanden.

„Wir wurden auf königliches Geheiß vom Rathhause herab in allen Städten vertheilt, es wurden Bekanntmachungen von unserer großen Bedeutung erlassen, aber man setzte kein Vertrauen in dieselben, verstand es nicht einmal, uns zu pflanzen. Einer grub ein Loch und warf seinen ganzen Scheffel Kartoffeln hinein; ein Anderer steckte eine Kartoffel hier, eine dort in die Erde und erwartete nun, daß sie wie ein ganzer Baum empor=

schießen solle, von welchem man Kartoffeln schütteln könne. Es zeigten sich auch Wuchs, Blüthen, wässerige Frucht, aber das Ganze verwelkte. Niemand dachte an das, was im Boden lag, an den Segen: die Kartoffeln. Ja, wir haben ausgestanden und gelitten, das heißt unsere Vorväter, sie und wir, das bleibt sich nun gleich. Welche Geschichten!"

„Ja, nun mag das genug sein!" sagte die Frau. „Betrachte den Schlehendorn!"

„Wir haben auch nahe Verwandtschaft im Heimathland der Kartoffeln, höher gen Nord, als sie wuchsen," sagten die Schlehendornen. „Es waren Normannen aus Norwegen, welche westwärts durch Nebel und Sturm nach einem unbekannten Lande steuerten, woselbst sie hinter Eis und Schnee Kräuter und grüne Wiesen, Büsche mit schwarzblauen Weinbeeren: Schlehendorn, fanden, die Trauben froren reif, das thun wir auch. Und das Land hießen sie Weinland, d. i. Grönland, d. i. Schlehenland!"

„Das ist eine ganz romantische Erzählung!" sagte der junge Mann.

„Ja freilich; kommt nun aber mit!" sagte die kluge Frau und führte ihn zu dem Bienenkorb. Er schaute in denselben hinein. Welches Leben und Weben! Es standen Bienen in allen Gängen und wedelten mit den Flügeln, damit ein gesunder Luftzug in der ganzen großen Fabrik sei, das war ihre Beschäftigung; sodann kamen von außen herein Bienen, die mit Körbchen an den Füßen geboren waren, sie brachten Blüthenstaub, welcher ausgeschüttet,

gesondert und zu Honig und Wachs verarbeitet wurde; sie flogen ein und aus; die Bienenkönigin wollte auch ausfliegen, aber dann hätten alle Bienen mit müssen! Das war nun noch nicht an der Zeit; ausfliegen wollte sie aber doch; da bissen sie Ihrer Majestät die Flügel ab, und nun mußte sie da bleiben.

„Steige nun auf den Erdwall!“ sagte die kluge Frau, „komm’ und schaue über die Landstraße hinaus, wo die Leute zu sehen sind.“

„Das ist ein Gewimmel!“ sagte der junge Mann. „Eine Geschichte nach der andern! Das schwirrt und schwirrt! Es wird mir ganz bunt vor den Augen, ich gehe hintenüber!“

„Nein, geh’ gerade aus!“ sagte die Frau, „geh geradezu in das Menschengewimmel hinein, habe den richtigen Blick auf dasselbe, Ohr zu hören und auch Herz, dann wirst Du bald ’was erfinden! Aber ehe Du fortgehst, mußt Du mir meine Brille und mein Hörrohr wieder geben!“ und damit nahm sie ihm Beides ab.

„Jetzt sehe ich nicht das Allergeringste!“ sagte der junge Mann, „jetzt höre ich nichts mehr.“

„Ja, dann kannst Du zu Ostern auch kein Dichter werden!“ sagte die kluge Frau.

„Aber bis wann denn?“ fragte er.

„Weder zu Ostern noch zu Pfingsten! Du lernst nicht, ’was zu erfinden.“

„Was muß ich denn thun, um mein Brod bei der Poesie zu haben?“

„Das kannst Du schon zur Fastnacht haben! Mache

Jagd auf die Poeten! Schlage ihre Schriften todt, so triffst Du sie selbst. Laß Dich nur nicht verblüffen! schlage frisch darauf los, so kriegst Du Fastnachtswecken, mit welchen Du sowohl Dich selbst wie Deine Frau ernähren kannst!"

„Was man erfinden kann!" sagte der junge Mann; und so schlug er darauf los, auf jeden zweiten Poeten, weil er selbst kein Poet werden konnte.

Wir haben es von der klugen Frau, sie weiß, was man erfinden kann.

Die Dryade.

Wir reisen nach Paris zur Ausstellung.

Jetzt sind wir da. Das war eine Fahrt, ein Fliegen ohne Zauberei. Wir fuhren mit Dampf über das Meer und durch die Länder.

Ja, unsere Zeit ist die Zeit des Märchens.

Wir sind mitten in Paris, in einem großen Hôtel. Blühende Blumen schmücken die Treppenwände, weiche Teppiche die Stufen.

Unser Zimmer ist gemüthlich; durch die offene Balkonthüre hat man die Aussicht auf einen großen Platz. Da unten wohnt das Frühjahr, es ist nach Paris gefahren und gleichzeitig mit uns angekommen. Es ist gekommen in der Gestalt eines jungen stattlichen Kastanienbaumes, mit so eben entfalteten feinen Blättern. Wie strahlt er, in Frühjahrs-Pracht gekleidet, vor allen den anderen Bäumen auf dem Platze! Einer derselben ist ganz aus der Zahl der lebendigen Bäume gestrichen. Er liegt mit entblößten Wurzeln auf der Erde hingestreckt. Auf dem Platz, wo er stand, soll nun der frische Kastanienbaum gepflanzt werden und gedeihen.

Noch steht er, hoch emporragend, auf dem schweren Lastwagen, welcher ihn am frühen Morgen vom Lande, mehrere Meilen weit, nach Paris brachte. Jahrelang hatte er dort gestanden im Schutze einer mächtigen Eiche, unter welcher oft der alte ehrwürdige Pfarrer mit den, seinen Erzählungen lauschenden Kindern gesessen hatte.

Der junge Kastanienbaum hatte auch zugehört, die darin wohnende Dryade war ja auch ein Kind. Sie erinnerte sich noch der Zeit, wo der Baum so klein war, daß er nur wenig über die Grashalme und Farrenkräuter hervorragte. Diese waren schon so groß, wie sie je werden konnten, der Baum aber wuchs mit jedem Jahr weiter, genoß die Luft und den Sonnenschein, trank den Thau und den Regen. Oefters wurde er auch, wie es ja sein mußte, von dem starken Winde tüchtig gezaust und gerüttelt. Das gehört nun einmal mit zur Erziehung.

Die Dryade freute sich ihres Daseins, freute sich ob des Sonnenscheins und des Vögelgezwitschers; aber am meisten erfreute sie doch die Stimme der Menschen; sie begriff ihre Rede ebenso gut, als sie die der Thiere verstand.

Schmetterlinge, Maikäfer, Libellen, Alles was fliegen konnte, stattete seine Besuche ab. Klatschen konnten sie alle. Sie erzählten von dem Dorfe, von den Weinbergen, von dem Walde, von dem alten Schloß und seinem Parke mit den Canälen und Teichen. Da unten im Wasser wohnten auch lebende Wesen, die in ihrer

Art von einem Orte zum andern unter dem Wasser fliegen konnten, Wesen mit Kenntnissen und Ueberlegung; sie sagten gar Nichts, so gescheidt waren sie.

Und die Schwalbe, die untergetaucht war, erzählte von den niedlichen Goldfischchen, von den dicken Karauschen, von den fetten Schleien, von den bemoosten Karpfen. Die Schwalbe beschrieb das alles sehr hübsch: „Doch selbst ist der Mann", meinte sie zuletzt, „so etwas muß man mit eignen Augen sehen." Wie sollte aber die Dryade je solche Wesen zu sehen bekommen? Sie mußte sich damit begnügen, über die herrliche Landschaft blicken und die emsige Thätigkeit der Menschen beobachten zu können.

Herrlich war es, aber am herrlichsten doch, wenn der alte Pfarrer unter der Eiche saß und von Frankreich, von den Großthaten seiner Söhne und Töchter erzählte, deren Namen mit Bewunderung durch alle Zeiten genannt werden.

Die Dryade hörte dann von dem Hirtenmädchen Jeanne d'Arc, von Charlotte Corday, sie hörte von Heinrich IV. und von Napoleon I., sie hörte Namen, deren Klang in dem Herzen des Volkes wiederhallt.

Die Dorfkinder lauschten andächtig, nicht weniger die Dryade, sie ward ein Schulkind mit den anderen. Sie erblickte in den Gestalten der dahinsegelnden Wolken Bild für Bild Alles, was sie erzählen hörte.

Der Wolkenhimmel war ihr Bilderbuch.

Sie fühlte sich so glücklich in dem schönen Frank-

reich, dem fruchtbaren Erdboden des Genies mit dem Krater der Freiheit. Aber in ihrem Herzen blieb der Stachel, daß der Vogel, daß jedes Thier, welches fliegen konnte, doch weit begünstigter war als sie. Selbst die Fliege konnte sich weiter in der Welt umsehen, weit über den Gesichtskreis der Dryade hinaus.

Frankreich war so groß und so herrlich, sie konnte aber nur eine kleine Fläche davon übersehen. Weltenweit dehnte sich das Land aus mit Weinbergen, Wäldern und großen Städten. Von allen diesen war Paris die prächtigste und mächtigste. Dahin konnten die Vögel, sie aber nie!

Unter den Dorfkindern war ein kleines zerlumptes und armes Mädchen, aber lieblich zu schauen. Stets lachte oder sang sie und flocht die rothen Blumen in ihr schwarzes Haar.

„Geh' nicht nach Paris!“ warnte der alte Pfarrer; „armes Kind, kommst Du dahin, so wird es Dein Untergang.“

Sie ging aber doch hin.

Die Dryade dachte ihrer oft, sie hegte ja dieselben Wünsche und hatte dieselbe Sehnsucht nach der großen Stadt.

Der Baum der Dryade trug seine ersten Kastanienblüthen, die Vögel zwitscherten um sie herum in dem herrlichsten Sonnenschein. Da kam ein stattlicher Wagen des Weges gerollt, in dem saß eine vornehme

Dame, die selbst die leichtfüßigen muthigen Pferde lenkte. Auf dem Hintersitz schaukelte sich ein kleiner aufgeputzter Jokey. Die Dryade erkannte die Dame, auch der alte Pfarrer; er schüttelte bei ihrem Anblick bedenklich sein Haupt und sagte: „Also kamst Du doch hinein, das war Dein Untergang, arme Marie!“

„Sie eine Arme?“ dachte die Dryade, „nein! welche Verwandlung! sie trägt ja das Kleid einer Gräfin; eine solche wurde sie in der Stadt der Verzauberungen. O! wäre ich doch dort unter all' dem Glanze und der Pracht! Sie leuchten des Nachts selbst bis in die Wolken; wenn ich hinaufblicke, so weiß ich, wo die Stadt liegt.“

Nach dieser Richtung hin schaute die Dryade jeden Abend. Sie sah in der dunklen Nacht den leuchtenden Nebel am Horizont; in den klaren mondhellen Nächten vermißte sie die segelnden Wolken, welche ihr Bilder von der Stadt und aus der Geschichte zeigten.

Das Kind greift nach dem Bilderbuch, die Dryade griff nach der Wolkenwelt, ihrem Denkbuch. Ein sonnenwarmer, wolkenfreier Himmel war ihr ein leeres Blatt und schon seit mehreren Tagen hatte sie nur solche vor sich gehabt.

Es war die warme Sommerzeit; an den glühend heißen Tagen rührte sich kein Luftzug. Jedes Blatt, jede Blume lag wie betäubt; die Menschen ebenfalls.

Da erhoben sich die Wolken und bedeckten die Gegend dort, wo der strahlende Nebel des Nachts verkündete: „Hier liegt Paris.“

Die Wolken thürmten sich wie zu einer Bergkette, schoben sich durch die Luft und breiteten sich über die ganze Landschaft, soweit das Auge der Dryade reichte.

Gleichwie mächtige schwarzblaue Felsenblöcke lagen die Wolken da, eine Schicht auf der andern. Die Blitzstrahlen fuhren heraus. „Auch sie sind die Diener Gottes des Herrn,“ hatte der alte Pfarrer gesagt. Und es kam ein bläulicher blendender Blitz, ein Lichtblick, als sei es die Sonne selbst, welche die Felsenblöcke gesprengt habe. Der Blitz schlug ein und spaltete bis zu den Wurzeln die alte ehrwürdige Eiche. Die Krone ging auseinander; es war als breite der Baum seine Arme aus, um den Sendboten des Lichts zu umfassen.

Keine Metallkanonen vermögen bei der Geburt eines Königskindes so durch die Luft und über das Land zu dröhnen, wie es der Donner that beim Hinscheiden der alten Eiche. Der Regen strömte; ein erfrischender Wind wehte; das Unwetter war vorbei, es wurde ganz sonntagsfeierlich. Der alte Pfarrer sprach ehrende Worte der Erinnerung, ein Maler zeichnete den Baum zum bleibenden Andenken.

„Alles fährt dahin,“ sprach die Dryade, „fährt dahin wie die Wolke und kommt nie wieder!“

Der alte Pfarrer kam auch nicht wieder. Das grüne Dach seiner Schule war fort, sein Lehrstuhl verschwunden. Die Kinder kamen nicht, aber der Herbst kam, der Winter kam, dann auch das Frühjahr. In all diesem Wechsel der Zeit blickte die Dryade nach

der Gegend, wo in der Nacht Paris mit seinem strahlenden Nebel fern am Horizont leuchtete.

Aus der Stadt heraus flog Locomotive um Locomotive, ein Bahnzug nach dem andern, sausend, brausend zu jeder Zeit des Tages. Am Abend, gegen Mitternacht, bei Tagesanbruch und den ganzen Tag hindurch kamen die Züge. Aus jedem heraus, in jeden hinein strömten die Menschen aus aller Herren Ländern; ein neues Weltwunder hatte sie nach Paris gerufen.

Wie zeigte sich denn dies Wunder?

„Eine Prachtblume der Kunst und der Industrie," sagte Einer, „ist in dem pflanzenlosen Sand des Marsfeldes aufgeschossen; eine riesiggroße Sonnenblume, aus deren Blättern man Geographie und Statistik lernen, so klug wie ein Bürgermeister werden, zur Kunst und Poesie sich erheben und die Größe und Macht der Länder studiren kann." — „Eine Märchenblume," sagte der Andere, „eine bunte Lotospflanze, welche ihre grünen Blätter als Sammetteppiche über den Sand ausbreitet. Die beginnende Frühjahrszeit hat sie keimen lassen; der Sommer wird sie in ihrer ganzen Pracht sehen; die Herbststürme werden sie wegfegen, so daß kein Blatt, keine Wurzel übrig bleibt."

Vor der „Militair-Schule" streckt sich in den Zeiten des Friedens die Arena des Krieges, ein Feld ohne Gras und Halm, ein Stückchen Sandsteppe, herausge-

schnitten aus der Wüste Afrika's, wo Fata Morgana ihre seltsamen Luftschlösser und hängenden Gärten vorspiegelt. Auf dem Marsfelde standen sie aber noch prächtiger, noch wunderbarer, denn der menschliche Witz hatte die luftigen Trugbilder zur Wirklichkeit gemacht.

„Aladdins Schloß der Neuzeit ist gerichtet," so lautete es. „Tag für Tag, Stunde für Stunde entfaltet es mehr und mehr von seiner wunderbaren Herrlichkeit." Die endlosen Hallen prangen in Marmor und Farben. „Meister Blutlos" rührt hier seine Gliedmaßen von Stahl und Eisen in dem großen Rundsaal der Maschinen. Kunstwerke in Metall, in Stein, in Gobelins, verkünden das Leben des Geistes, das sich in allen Ländern der Welt regt. Bildersäle, Blumenpracht, Alles, was Geist und Geschick in der Werkstätte des Handwerkers schaffen kann, ist hier zur Schau gestellt. Selbst die Denkmäler der Urzeit aus alten Gräbern und Torfmooren sind zum Rendezvous erschienen.

Der überwältigende großartige, bunte Anblick muß in kleine Theile zerlegt, muß zu einem Spielwerk zusammengedrängt werden, um wiedergegeben und aufgefaßt werden zu können.

Gleichwie ein großer Weihnachtstisch trug das Marsfeld ein Wunderschloß der Industrie und der Kunst, und um dieses herum waren Nippes aus allen Ländern ausgestellt, Nippes im Großen, jede Nation fand eine Erinnerung an ihre Heimath.

Hier stand das Königsschloß Aegyptens, dort das Karawanserai des Wüstenlandes. Der Beduine hatte

sein Sonnenland verlassen und jagte auf seinem Kameel vorbei. Hier breiteten sich die russischen Ställe aus, mit den feurigen prächtigen Hengsten der Steppe. Hier stand die einfache strohgedeckte dänische Bauernwohnung mit der Dannebrogsfahne neben Gustav Wasa's hölzernem Haus aus Dalarne mit den herrlichen Schnitzereien. Amerikanische Hütten, englische Cottages, französische Pavillons, Kiosks, Theater und Kirchen, alles rings umhergestreut, und dazwischen der frische grüne Rasen, das klare, quellende Wasser, blühende Büsche, seltene Bäume, Glashäuser, in denen man sich in die tropischen Wälder versetzt glaubte, ganze von Damascus geholte Rosengärten unter einem Dache blühend. Welche Farben, welche Düfte!

Künstliche Tropfsteinhöhlen umschlossen süße und salzige Gewässer und gaben einen Einblick in das Reich der Fische; man weilte auf Meeresgrund zwischen Fischen und Polypen.

„Alles dies," sagten sie, „trägt und bietet das Marsfeld und um die große reichgedeckte Festtafel bewegt sich das Menschengewimmel, wie ein emsiger Ameisenhaufen, zu Fuße oder in kleinen Wagen, denn nicht alle Beine sind für eine so ermüdende Wanderung geschaffen."

Hierher strömen sie von dem frühen Morgen bis zum späten Abend. Dampfschiff an Dampfschiff mit Menschen überfüllt gleitet den Seinefluß hinab. Die Menge der Wagen ist in steter Zunahme begriffen. Die Volksschaar zu Fuß und zu Pferde wächst. Spurwagen und

Omnibus sind gepfropft, gestopft und garnirt mit Menschen. Alle diese Strömungen bewegen sich gegen ein Ziel: Die Ausstellung.

Alle Eingänge tragen die Flagge Frankreichs; um den Weltbazar herum wehen die Farben aller Nationen. Es summt und brummt aus der Halle der Maschinen heraus. Von den Thürmen klingen die Melodien der Glockenspiele hernieder. Mit den Tönen der Orgeln in den Kirchen mischen sich die heiseren, näselnden Gesänge aus den Cafés des Orients. Es ist wie ein Reich Babel, ein Wunder der Welt.

In der That, so war es. So lauteten die Nachrichten davon und wer hörte sie nicht! Die Dryade wußte Alles, was hier erzählt worden ist, von dem neuen Wunder in der Stadt der Städte.

„Fliegt doch fort, ihr Vögel; fliegt hin, um zu schauen, und dann kommt wieder und erzählet,“ so bat die Dryade.

Die Sehnsucht wurde Drang, wurde Lebensgedanke. Dann, in der stillen, schweigsamen Nacht — der Vollmond schien — dann sah die Dryade einen Funken aus der Scheibe des Mondes herausfliegen und gleichwie eine Sternschnuppe herunterfallen. Vor dem Baume aber, dessen Zweige, wie vom Sturme bewegt, hin und her wogten, stand eine hehre, mächtige und glänzende Gestalt. In Tönen, die zugleich weich und stark waren, wie die der Posaune des jüngsten Gerichts, welche zum Leben küßt und vor das Gericht ruft, sprach sie:

„Du sollst nach der Stadt des Zaubers kommen,

Du sollst dort Wurzel fassen, Du sollst die sausenden Strömungen, die Luft und den Sonnenschein dort genießen. Aber Deine Lebenszeit wird dann verkürzt werden; die Reihe von Jahren, welche Dich hier im Freien erwartete, wird zu einer kleinen Summe zusammenschwinden. Arme Dryade! Es wird Dein Untergang werden. Dein Hangen und Bangen wird wachsen; Dein Verlangen wird stürmischer werden, der Baum selbst wird Dir zum Gefängniß, Du wirst Deine Hülle verlassen, Deine Natur aufgeben, hinausfliegen und Dich mischen unter die Menschen. Dann sind die Jahre, die Dir gehörten, zu der halben Lebenszeit einer Eintagsfliege zusammengeschrumpft. Nur eine Nacht; Dein Lebenslicht wird ausgeblasen, die Blätter des Baumes verwelken und verwehen, um nie wieder zu grünen!"

So klang es. Die Helligkeit verschwand, aber nicht die Sehnsucht der Dryade; sie zitterte in dem wilden Fieber der Erwartung.

„Ich komme hin," jubelte sie. „Das Leben beginnt, es schwillt wie die Wolke; Niemand weiß, wohin sie eilt."

Bei Tagesgrauen, als der Mond bleich wurde und die Wolken sich roth färbten, schlug die ersehnte Stunde. Die Worte der Verheißung wurden erfüllt.

Leute mit Spaten und Stangen erschienen, sie gruben rings um die Wurzel des Baumes, tiefer und tiefer, darunter weg. Ein Wagen wurde vorgefahren, von vielen Pferden gezogen, der Baum sammt den

Wurzeln und den anhaftenden Erdklumpen wurde herausgeholt; Schilfmatten umgaben ihn, als steckten die Füße in einem warmen Fußsacke. Nun wurde der Baum auf den Wagen gehoben und mit Ketten festgemacht. Es ging auf die Reise, nach Paris, dort sollte der Baum wachsen, als eine Zierde der Stadt des französischen Ruhmes.

Die Zweige und Blätter des Kastanienbaumes bebten in dem ersten Augenblick der Bewegung, die Dryade bebte in dem wollüstigen Gefühl der Erwartung.

Fort! fort! klang es in jedem Pulsschlag, fort! fort! klang es in zitternd hinschwebenden Worten. Die Dryade vergaß der heimathlichen Gegend Lebewohl zu sagen; sie dachte nicht der wogenden Grashalme und der unschuldigen Gänseblümchen, die zu ihr heraufgeschaut hatten als zu einer großen Dame, einer jungen Prinzessin, welche hier im Freien Hirtin spielte.

Der Kastanienbaum stand auf dem Wagen, er nickte mit seinen Zweigen: ob es „Lebewohl" oder „Vorwärts" bedeuten sollte, wußte die Dryade nicht; sie träumte nur von dem wunderbaren Neuen und doch so Bekannten, das sich vor ihr entfalten sollte. Kein sich in Unschuld freuendes Kinderherz, kein von sinnlicher Lust wallendes Blut hatte von Gedanken mehr erfüllt, wie sie, die Reise nach Paris angetreten.

Ihr „Lebewohl" ward nur ein „fort! fort!"

Die Räder rollten. Das Ferne näherte sich, das Gegenwärtige verschwand. Die Gegend wechselte, wie die Wolken wechseln. Neue Weingärten, Wälder, Dörfer,

Villen schossen empor, kamen näher, verschwanden. Der Kastanienbaum bewegte sich vorwärts, die Dryade mit ihm. Locomotive brauste dicht an Locomotive vorbei und sandte Wolken in die Höhe, welche Gestalten bildeten, die von Paris erzählten, woher sie kamen, wohin die Dryade sollte.

Alles ringsum wußte es ja, und mußte es begreifen, wohin ihr Weg ging. Es kam ihr vor, als ob jeder Baum, an dem sie vorüberkam, seine Zweige ihr entgegenstreckte mit der Bitte „Nimm mich mit! nimm mich mit!“ Umschloß ja doch jeder Baum auch eine sehnsuchterfüllte Dryade.

Welcher Wechsel im Fluge! Es war als stiegen die Häuser aus der Erde, immer mehr und mehr, immer dichter und dichter. Die Essen erhoben sich wie auf oder neben einander längs der Dächer gestellte Blumentöpfe; große Inschriften von ellenlangen Buchstaben und Gestalten in bunten Farben, die die Wände vom Sockel bis zum Sims bedeckten, traten leuchtend hervor.

„Wo fängt Paris an und wann bin ich dort?“ frug sich die Dryade. Das Menschengewimmel wuchs, der Tumult und die Emsigkeit nahm zu, Wagen folgte auf Wagen, Menschen zu Fuß und zu Pferde bewegten sich unter einander; ringsherum Laden an Laden, Musik und Gesang, Schreien und Reden.

Die Dryade in ihrem Baum war inmitten von Paris.

Der große schwere Wagen machte auf einem kleinen mit Bäumen bepflanzten Platze Halt. Die hohen

Häuser ringsum hatten alle Fensterbalkons, von denen die Bewohner heruntersahen auf den jungen frischen Kastanienbaum, welcher gefahren kam um hierher verpflanzt zu werden, als Stellvertreter für den abgestorbenen, an der Erde hingestreckten Baum. Die Vorübergehenden blieben stehen und bewunderten mit heiterm Lächeln das schöne Frühjahrsgrün. Die älteren Bäume, die noch die Knospen geschlossen trugen, brachten mit den sausenden Zweigen ihr: „Willkommen, Willkommen!“ Der Springbrunnen, der seine Strahlen hoch in die Höhe warf, um sie plätschernd in das breite Bassin wieder fallen zu lassen, hieß den Wind den neuen Ankömmling mit perlenden Tropfen benetzen, als wollte er ihm einen Trunk zum Willkommen bringen.

Die Dryade vernahm, wie ihr Baum vom Wagen gehoben wurde, um auf seinen zukünftigen Platz gestellt zu werden. Die Wurzeln wurden mit Erde bedeckt, frischer Rasen obenauf gelegt. Blühende Büsche und Blumen in Töpfen wurden ringsum angebracht; mitten auf dem Platze entstand ein kleiner Garten. Der von dem Gasqualm, Küchendunst und der Stadtluft getödtete Baum wurde auf den Wagen geschafft und weggefahren. Die Vorübergehenden schauten zu. Kinder und Greise saßen auf der Bank und blickten in’s Grüne. Und wir, die wir die Geschichte erzählen, standen auf einem Altan, blickten hinunter auf das grüne, aus der frischen Landluft eingewanderte Frühjahr und sagten, was der alte Pfarrer gesagt haben würde: „Du arme Dryade!“

„Glückselig bin ich, glückselig!“ jubelte die Dryade. „Und doch, ich kann es nicht erfassen, nicht aussprechen, was ich fühle. Alles ist, wie ich es mir gedacht, und doch auch, wie ich es nicht gedacht hatte.“

Die Häuser standen da, so hoch, so nahe! Der Sonnenschein traf nur die eine Wand und diese war bis hoch hinauf mit Zetteln und Plakaten beklebt, vor welchen die Leute stehen blieben und Gedrang verursachten. Wagen jagten vorüber, leich'e und schwere untereinander; Omnibus, diese überfüllten fahrenden Häuser, rasselten einher; Reiter sprengten dazwischen; selbst Karren und Lastwagen machten ihre Rechte geltend.

Die Dryade frug sich, ob nicht auch bald diese hochgewachsenen Häuser, die so dicht um sie herumstanden, sich verziehen, gleich den Wolken am Himmel andere Gestalten annehmen und zur Seite weichen würden, damit sie in Paris hinein und darüber hinaus einen Blick werfen könne. Notre-Dame mußte sich zeigen, die Vendôme-Säule und das Wunderwerk, welches so viele Fremde hierher gerufen hatte und noch rief.

Die Häuser rührten sich jedoch nicht von der Stelle.

Es war noch Tag, als die Laternen angezündet wurden; die Gasstrahlen leuchteten aus den Läden, schienen bis in die Zweige der Bäume, es war wie Sonnenschein im Sommer. Die Sterne oben kamen zum Vorschein, dieselben, zu welchen die Dryade in der Heimath emporgeschaut hatte. Sie glaubte eine reine, milde, von ihnen ausgehende Luftströmung zu spüren.

Sie fühlte sich gehoben und gekräftigt, empfand eine zunehmende Sehkraft durch jedes der Blätter, durch jede Faser der Wurzel. Sie wußte sich, mitten unter dem Lärmen und den Tönen, den Farben und den Lichtern, von milden Augen beobachtet.

Aus den Seitenstraßen tönten die lustigen Melodien von Blasinstrumenten und Geigen. Auf! zum Tanz, zum Tanz, zur Fröhlichkeit und Lebenslust luden sie ein. Das war eine Musik, daß Pferde, Wagen, Bäume und Häuser getanzt haben würden, wenn sie hätten tanzen können. Das Entzücken der Berauschung hob den Busen der Dryade. „Wie das beseligend, wie das herrlich ist!“ jubelte sie, „jetzt bin ich in Paris!“

Der wiedererwachende Tag, die darauf folgende Nacht bot dasselbe Schauspiel, denselben Verkehr, dasselbe Leben, wechselnd zwar, aber doch immer dasselbe, und so ging es in dem Kreislaufe der Tage fort.

„Nun kenne ich jeden Baum, jede Blume hier auf dem Platze! Ich kenne jedes Haus, jeden Balkon, jeden Laden dieses engen abgeschiedenen Winkels, wo mir der Anblick der großen mächtigen Stadt verwehrt ist. Wo sind die Triumphbögen, die Boulevards, das Welt-Wunderwerk? Nichts von allem dem sehe ich! Wie in einen Käfig gesperrt, stehe ich zwischen den hohen Häusern, die ich jetzt auswendig weiß mit ihren Aufschriften, Schildern, Plakaten: diesem ganzen Ueber-

pinselungs-Confect, das mir nicht mehr mundet. Wo ist doch das Alles, wovon ich hörte, wonach ich mich sehnte und weshalb ich hierher wollte? Was habe ich erfaßt, gewonnen, gefunden! Ich habe dieselbe Sehnsucht wie früher, ich fühle, es giebt ein Leben, das ich ergreifen und durchleben möchte. Ich muß hinaus in die Reihe der Lebenden, mich unter sie mischen; herumfliegen wie die Vögel; sehen und fühlen; ein ganzer Mensch werden; den halben Lebenstag genießen, statt des jahrelangen Vegetirens in alltäglicher Schlaffheit und Langeweile, wobei ich kränkle, wie der Wiesenthau niedersinke und verschwinde. Leuchten will ich, wie die Wolke, leuchten in der Sonne des Lebens, über das Ganze hinausblicken wie die Wolke, hinfahren wie diese! Niemand weiß wohin."

So seufzte die Dryade und bat: „Nimm mir die mir beschiedenen Jahre, gieb mir die Hälfte des Lebens der Eintagsfliege! Erlöse mich aus meinem Gefängniß! Gieb mir Menschenleben, Menschenglück, nur eine kurze Frist, nur die eine Nacht, wenn es nicht anders sein kann, und strafe mich dann wegen meines Lebensmuthes, meiner Sehnsucht nach Leben. Streiche mich aus Deinen Reihen, laß meine Hülle, den frischen jungen Baum, verdorren, gefällt werden, zu Asche verbrennen, in alle Winde zerstieben!"

Ein Sausen ging durch die Zweige des Baumes, Beben überlief jedes seiner Blätter, er war wie von Feuer durchströmt. Ein Windstoß schüttelte seine grüne Krone und aus der Mitte derselben erhob sich eine weibliche

Gestalt. Es war die Dryade. In demselben Augenblicke saß sie unter den hellbeleuchteten blätterreichen Zweigen, jung und lieblich anzuschauen, wie die arme Marie, zu welcher der Pfarrer sagte: „Die große Stadt wird Dein Untergang."

Die Dryade saß am Fuße des Baumes, an ihrer Hausthür, die sie verschlossen und wozu sie den Schlüssel weggeworfen hatte. So jung, so schön! Die Sterne sah sie, sie blinkten ihr zu; die Gaslampen sah sie, sie strahlten und winkten ihr. Wie war sie so zart und doch so blühend, ein Kind und doch eine Jungfrau! Ihre Kleidung war fein wie Seide, grün wie die frisch entfalteten Blätter von der Krone des Baumes; in ihren nußbraunen Haaren stak eine halb aufgesprungene Kastanienblüthe; sie glich der Göttin des Frühjahrs.

Nur eine kurze Minute saß sie unbeweglich, dann sprang sie auf und flüchtig wie eine Gazelle eilte sie fort; blitzschnell war sie um die Ecke; sie lief, sie sprang wie der Reflex aus der Spiegelscheibe, der vom Sonnenschein getragen, bei jeder Bewegung bald hierher bald dorthin geworfen wird. Hätte man sie genau mit den Augen verfolgen können, so würde man gesehen haben, wie wunderbar ihre Kleidung und ihre Gestalt sich, je nach der Beschaffenheit des Ortes oder des Hauses, von dessen Licht sie gerade beschienen wurde, änderte.

Sie erreichte die Boulevards; hier strömte ein Lichtmeer aus den Gasflammen der Laternen, der Läden und der Cafés. Hier standen in Reihe junge und

schlanke Bäume, von denen jeder seine Dryade barg und gegen die Strahlen des künstlichen Sonnenlichts schützte. Das ganze endlos lange Trottoir war ein einziger großer Gesellschaftssaal, wo gedeckte Tische mit allerlei Erfrischungen, von Champagner und Chartreuse ab, bis auf Kaffee und Bier standen; hier war eine Ausstellung von Blumen, Statuen, Büchern und bunten Stoffen.

Aus dem Gewühl unter den hohen Häusern blickte sie hinaus über den schreckenerregenden Strom außerhalb der Baumreihen. Dort wogte ein Fluß von rollenden Wagen, Cabrioletten, Kutschen, Omnibus, Droschken, dazwischen reitende Herren und aufmarschirende Regimenter. Es war mit Gefahr für Gliedmaßen und Leben verbunden, nach dem entgegengesetzten Ufer hinüber zu kreuzen. Jetzt verbreiten Windlichter ihre Helligkeit; jetzt haben die Gasflammen wieder das Uebergewicht; plötzlich steigt eine Rakete, woher? wohin?

Gewiß, es ist die große Fahrstraße der Weltstadt!

Hier ertönen weiche italienische Melodien, dort spanische Lieder, begleitet von dem Klappen der Castagnetten; aber am kräftigsten, alles Andere überbrausend, schallen die Spieldosen-Melodien des Augenblicks, die aufregende Cancan-Musik, welche Orpheus nicht gekannt hat, die nie von der schönen Helene gehört ward; selbst der Schubkarren kam in Versuchung, auf seinem einen Rade zu hüpfen.

Die Dryade tanzte, schwebte, flog, jeden Augenblick Farbe wechselnd, wie der Kolibri im Sonnenschein;

jedes Haus mit der ihm eigenen besondern Welt gab den Reflex.

Wie die strahlende Lotosblume, von ihrer Wurzel losgerissen, durch den Strom entführt wird, so trieb auch sie dahin. Wo sie stehen blieb, war sie eine andere Gestalt, so daß Niemand ihr zu folgen, sie wiederzuerkennen, sie näher zu beschauen vermochte.

Gleich Wolkenbildern flog Alles an ihr vorüber, sie sah in tausend Angesichter, aber kein einziges war ihr bekannt, sie erblickte keine Gestalt aus der Heimath. Zwei strahlende Augen waren ihr im Gedächtniß geblieben: sie dachte an Marie, die arme Marie, das zerlumpte fröhliche Kind mit den rothen Blumen in dem schwarzen Haar. Sie war ja jetzt hier in der Weltstadt, reich strahlend wie damals, als sie an dem Hause des Predigers, an dem Baum der Dryade, an der alten Eiche vorüberfuhr.

Hier weilte sie sicherlich in dem betäubenden Lärm, vielleicht war sie so eben aus der wartenden, prachtvollen Equipage gestiegen. Glänzende Carrossen mit goldgallonirten Kutschern und seidenbestrümpften Bedienten fuhren vor. Die aussteigenden Herrschaften waren ausschließlich reichgekleidete Frauen. Sie gingen durch das geöffnete Gatterthor und stiegen die hohe breite Freitreppe hinauf, die nach einem, auf marmorweißen Säulen ruhenden Gebäude führte. War dies vielleicht das Welt-Wunderwerk? Dort weilte gewiß Marie!

„Sancta Maria!“ ertönte es aus dem Innern, Weihrauchduft wogte durch die hohen gemalten und vergoldeten Bogengänge, unter denen ein geheimnißvolles Halbdunkel herrschte.

Es war die Magdalenenkirche.

Schwarzgekleidet in den köstlichsten Stoffen, die nach der letzten Mode gearbeitet waren, schritt die vornehme weibliche Welt über den glänzenden Fußboden einher. Die Wappen der Besitzerinnen waren auf den silbernen Deckelplattten der in Sammet gebundenen Gebetbücher eingegraben und in den Ecken der stark parfürmirten, mit Brüsseler Spitzen eingefaßten Schnupftücher gestickt. Einige der Damen knieten im stillen Gebet vor den Altären; Andere suchten die Beichtstühle auf.

Unruhe und Angst bemächtigten sich der Dryade, als habe sie einen Ort betreten, wohin sie nicht gehöre. Hier war die Heimath der Schweigsamkeit, die Halle der Geheimnisse, Alles wurde gelispelt, jede Mittheilung war lautlos.

Die Dryade sah sich selbst in Seide und in Spitzen gehüllt, gleichwie die andern Frauen des Reichthums und der hohen Geburt. Ob wohl eine jede derselben ein Kind der Sehnsucht war, wie sie?

Ein schmerzlicher tiefer Seufzer ertönte. Kam er aus dem verborgenen Winkel eines Beichtstuhls oder entstand er in der Brust der Dryade? Sie zog den Schleier dichter um sich herum; sie athmete Weih-

rauch und nicht die frische Luft. Hier war nicht die bleibende Stätte ihrer Sehnsucht.

Fort! Fort! Ein Eilen ohne Ruhe. Die Eintagsfliege kennt die Ruhe nicht, ihr Fliegen ist Leben.

Sie war wieder draußen unter strahlenden Gas-Candelabern an einem prachtvollen Springbrunnen. „Alle strömenden Wasser vermögen doch nicht das unschuldige Blut abzuwaschen, das hier vergossen wurde.“

Solche Rede fiel. Fremde standen umher, sie führten ein lautes und lebhaftes Gespräch, wie Niemand in der großen Prachthalle der Geheimnisse, von wo die Dryade kam, zu führen gewagt hatte.

Eine schwere Steinplatte wurde gedreht und dann gehoben. Sie begriff nicht warum. Sie bemerkte eine offene Einfahrt in die Tiefe. Die Fremden stiegen hinunter und ließen die sternenhelle Luft und das frische Leben hinter sich.

„Ich fürchte mich,“ sagte eine der herumstehenden Frauen zu ihrem Mann, „ich wage es nicht hinunterzusteigen, mache mir auch nichts aus den Herrlichkeiten da unten; bleibe Du lieber bei mir!“

„Ja wohl, und nach Hause reisen!“ antwortete der Mann, „Paris verlassen, ohne das Merkwürdigste gesehen zu haben, das eigentliche Wunderwerk der Neuzeit, durch die Kraft und den Willen eines einzigen Mannes geschaffen!“

„Ich steige doch nicht hinunter,“ lautete die Antwort.

„Das Wunderwerk der Neuzeit“, hatte man gesagt; die Dryade hatte es gehört und verstanden. Das Ziel ihrer heißen Sehnsucht war also erreicht, und hier war der Eingang dazu. In die Tiefe hinunter, unter Paris? So hatte sie sich es nicht gedacht, jetzt hörte sie es aber, sah, wie die Fremden hinunterstiegen und folgte ihnen.

Die Treppe war aus Gußeisen, schneckenförmig, breit und bequem. Unten leuchtete eine Lampe und noch tiefer wieder eine.

Sie standen in einem Labyrinth von endlosen sich kreuzenden Hallen und Bogengängen; alle die Straßen und Gäßchen von Paris waren hier wieder als in einem matten Spiegelbild zu sehen. Die Namen waren daran gemalt, jedes Haus oben hatte auch hier unten seine Nummer und streckte seine Wurzeln unter den macadamisirten Quais eines breiten Canals, worin der Schlamm sich vorwärts wälzte. Darüber weg wurde das frische fließende Wasser auf Bogen geleitet, und ganz oben hing das verworrene Netz der Gasröhren und Telegraphendrähte.

In der Entfernung leuchteten Lampen, wie ein Wiederschein von der Weltstadt oben. Ab und zu hörte man ein dumpfes Rollen, es waren die schweren Wagen, welche über die Einfahrtsbrücken wegfuhren.

Wohin war die Dryade gerathen?

Du hast gewiß von den Katakomben gehört; jetzt sind sie verschwindende Striche in dieser neuen unter-

irdischen Welt, dem Wunderwerk der Neuzeit, den Kloaken von Paris. Dort war die Dryade und nicht draußen in der Weltausstellung auf dem Marsfelde.

Sie hörte Ausrufe des Staunens und der Anerkennung. „Von hier aus erwächst Gesundheit und Leben für Tausende und aber Tausende dort oben! Unsere Zeit ist die Zeit des Fortschrittes mit seinem mannigfachen Segen.“

So lautete die Ansicht und die Rede der Menschen, nicht aber derjenigen Geschöpfe, welche hier geboren waren, hier bauten und hausten, der Ratten, welche aus den Spalten einer hinfälligen Mauer ganz deutlich und für die Dryade verständlich quiekten.

Ein alter großer Rattenvater mit abgebissenem Schwanz machte mit durchdringendem Quieken seinen Beklemmungen Luft, und die Familie zollte jedem seiner goldenen Worte Beifall.

„Mich ekelt dieses Menschen-Miau an, diese Ausbrüche der Unwissenheit. Das nenne ich eine schöne Herrlichkeit, dieses Gas und Petroleum. Solches Zeug fresse ich nicht. Es ist Alles jetzt hier so fein und so hell, daß man sich über sich selbst schämen muß, ohne eigentlich zu wissen warum. Ach! wenn wir doch noch in der Zeit der Talglichter lebten; sie liegt ja nicht gar zu weit hinter uns, das war eine romantische Zeit, wie man es so nennt.“

„Was erzählst Du da?“ frug die Dryade. „Ich

habe Dich nicht früher gesehen, wovon sprichst Du denn eigentlich?"

„Von den vergangenen herrlichen Tagen," sagten die Ratten; „von der wonnigen Zeit unserer Urgroßväter und Urgroßmütter. Da war es eine große Sache hier herunter zu kommen. Das war ein Rattennest, ganz etwas Anderes als Paris! Mutter Pest wohnte damals hier; sie tödtete Menschen, aber nie Ratten. Räuber und Schmuggler konnten hier frei Athem holen. Hier war der Sammelort der interessantesten Persönlichkeiten, welche man jetzt nur auf den Melodrama-Theatern oben zu sehen bekommt. Die Zeit der Romantik ist dahin, auch in unserem Rattennest, jetzt ist auch hier frische Luft und Petroleum."

So quiekte die Ratte; sie quiekte zu Ehren der alten Zeit, als Mutter Pest noch am Leben war.

Ein Wagen hielt, eine Art von offenem, mit kleinen flinken Pferden bespanntem Omnibus. Die Gesellschaft stieg auf und fuhr davon, dem Boulevard Sebastopol entlang, das heißt dem unterirdischen, darüberweg streckte sich die bekannte menschenerfüllte Straße.

Der Wagen verschwand im Halbdunkel, die Dryade verschwand, emporgehoben zu der fröhlichen Frische oben. Hier und nicht unten in den sich kreuzenden Gewölben mit der schweren Luft mußte das Wunderwerk zu finden sein, welches sie in ihrer kurzen Lebensnacht suchte. Es mußte stärker strahlen als alle die Gasflammen, stärker als der eben vorbeigleitende Mond.

Ja sicherlich! sie erblickte es dort in der Ferne, es strahlte vor ihr, es blinkte und winkte wie der Abendstern am Himmel.

Sie sah eine strahlende Pforte sich öffnen, die zu einem kleinen Garten führte wo Alles Helligkeit und Tanzmelodie war. Lichterrabatten umfaßten kleine Seen mit von Blech geformten und dann bemalten Wasserpflanzen, aus deren Kelchen Wasserstrahlen in die Höhe stiegen. Darüber senkten schöne Trauerweiden — wirkliche Erzeugnisse des Frühjahrs — ihre frischen Zweige als einen grünen, durchsichtigen und doch deckenden Schleier. In dem Gebüsche brannte ein offenes Feuer, ein rothes Dämmerlicht über die schweigsamen Laubhütten werfend, in welche die Töne einer ohrkitzelnden, sinnberauschenden, das Blut durch die Adern jagenden Musik drangen.

Schöne und festlich gekleidete Mädchen mit treuherzigem Lächeln um die Lippen und dem leichten Sinn der Jugend im Herzen, „Marien“, mit Rosen in den Haaren, aber ohne Wagen und Jockey, wogten und schwangen sich in wilden Tänzen.

Wo waren die Köpfe, wo die Füße? Wie von Taranteln gestochen, sprangen, lachten, jauchzten sie, als wollten sie in ihrer Verzückung die ganze Welt umarmen.

Die Dryade fühlte sich mit in den Wirbel des Tanzes gerissen. Um ihren kleinen feinen Fuß schmiegte

sich der seidene Stiefel von kastanienbrauner Farbe, wie das Band, das von ihrem Haare herab über die unbedeckten Schultern flatterte. Der grünseidene Rock wogte in großen Falten, verbarg aber nicht das schöngeformte Bein und den niedlichen Fuß, mit dem sie vor dem Kopfe des tanzenden Jünglings einen Zauberkreis in der Luft beschreiben zu wollen schien.

War sie in den Zaubergarten der Armida gerathen? Wie wurde der Ort genannt?

Der Name leuchtete über dem Eingang in Gasflammen: Mabille.

Das Steigen der Raketen, das Plätschern der Springbrunnen und das Knallen der Champagnerpfropfen begleiteten den wilden bacchantischen Tanz. Ueber das Ganze glitt der Mond, klar, doch mit einem etwas schiefen Gesicht, durch die Luft. Man glaubte vom Mabille in den Himmel hinein zu blicken.

Eine verzehrende Lebenslust durchbebte die Dryade, sie war wie im Opiumrausche.

Ihre Augen sprachen, ihre Lippen sprachen, aber der Klang der Flöten und Geigen übertönte den Klang ihrer Stimme. Ihr Tänzer flüsterte ihr Worte zu, die in dem Takte des Cancans wogten: sie verstand sie nicht; auch wir verstehen sie nicht. Er streckte seine Arme gegen sie aus, um sie zu umschlingen; aber er umarmte nur die durchsichtige Luft.

Die Dryade wurde davongetragen, wie ein Rosenblatt vom Winde. Vor sich sah sie eine Flamme in der Luft, ein blitzendes Licht hoch oben auf einem Thurme.

Das Leuchtfeuer schien von dem Ziel ihrer Sehnsucht, schien von dem rothen Leuchtthurme der „Fata-Morgana“ des Marsfeldes. Dorthin wurde sie vom Winde getragen. Sie umkreiste den Thurm; die Arbeiter dachten, es sei ein Schmetterling, der sich zu frühzeitig eingefunden hatte und nun sterbend niedersank.

Der Mond leuchtete, Gasflammen verbreiteten Helligkeit durch die Hallen, über die umhergestreuten „Allerwelts-Bauten“, über die Rasenhügel und die durch Menschenwitz hervorgebrachten Felsen, von denen Wasserfälle, durch die Kraft des „Meister Blutlos“ getrieben, herunter stürzten. Die Höhlen des Meeres, die Tiefen der Landseen, das Reich der Fische offenbarte sich hier. Man wandelte auf dem Grunde des tiefen Teiches, man verkehrte mitten im Meere in der Taucher-Glocke von Glas. Das Wasser übte seinen Druck gegen die starken Glaswände oben und an den Seiten. Die Polypen, aalgeschmeidige lebendige Därme, waren an dem Grunde festgewachsen und griffen mit klafterlangen Armen nach Beute.

In der Nähe machte sich ein großer Steinbutt in aller Ruhe breit, jedoch nicht ohne mißtrauische Seitenblicke. Ueber ihn weg kletterte die Krabbe, einer riesigen Spinne ähnlich, während die Garnelen in unruhiger Hast, als wären sie die Schmetterlinge und Motten des Meeres, umherschwirrten. In dem süßen

Wasser wuchsen Wasserlilien, Nymphäen, Schilfe; die Goldfische hatten sich in Reihe und Glied aufgestellt, alle mit den Köpfen nach einer Seite hin, damit die Strömung des Wassers ihnen in das Mundloch fließe. Fette Karauschen glotzten mit dummen Augen die Glaswand an. Sie wußten, daß sie zur Ausstellung waren, und daß sie in wassergefüllten Tonnen die ziemlich beschwerliche Reise hierher gemacht hatten; sie dachten mit Schrecken an die Landkrankheit, von der sie auf der Eisenbahn so sehr gelitten hatten.

Sie waren gekommen, um die Ausstellung zu sehen, und betrachteten sie nun von ihrem Süßwasser- oder Salzwasser-Standpunkte aus. Aufmerksam besahen sie sich das Menschengewimmel, welches von früh bis spät an ihnen vorüberzog. Alle Länder der Welt hatten ihre Menschen ausgestellt zur Belehrung für die Schollen, Dorsche, Hechte und Karpfen, damit sie ihr Gutachten über die verschiedenen Sorten abgeben könnten.

„Das sind Schuppenthiere,“ sagte ein kleiner schlammiger Weißfisch, „sie schuppen sich zwei- bis dreimal täglich und geben Töne von sich, das nennen sie sprechen. Wir schuppen uns nicht und machen uns auf eine leichtere Weise verständlich, durch einfaches Zucken mit dem Mundwinkel und Glotzen mit den Augen! Wir haben doch Vieles vor den Menschen voraus.“

„Das Schwimmen haben sie uns aber doch abgelernt,“ bemerkte ein gebildeter Backfisch; „ich bin

nämlich aus der großen See draußen. In der heißen Zeit steigen die Menschen dort in das Wasser, aber erst legen sie die Schuppen ab und dann schwimmen sie. Den Fröschen haben sie das Stoßen mit den Hinterbeinen und das Rudern mit den Vorderfüßen abgesehen. Sie können es aber nicht lange aushalten. Sie wollen uns ähnlich werden, aber erreichen können sie uns doch nicht. Du armer Mensch Du!"

Und die Fische glotzten; sie glaubten, daß das ganze Menschengewimmel, welches sie in dem hellen Tageslicht erblickt hatten, sich noch herumbewegte; sie waren überzeugt, noch dieselben Gestalten zu sehen, die zuerst ihre Auffassungs-Nerven getroffen hatten.

Eine hübsche Barbe mit buntgefleckter Haut und einem beneidenswerth runden Rücken versicherte, daß der „Menschenschlamm" noch da sei; „ich sehe ganz deutlich die wohl gebildete Menschengestalt; ‚hochgebeinigte Frau', oder so ähnlich, wurde sie genannt; sie hatte ein Mundloch und Glotzen wie wir, einen großen Ballon hinten am Kopfe und einen zusammengeschlagenen Regenschirm vorne; viel Dingel-Dangel von Meerlinsen bummelte an ihr herum. Sie sollte das Zeug ganz ablegen und wie wir gehen; sie würde dann einigermaßen wie eine ehrliche Barbe aussehen, soweit dies für einen Menschen überhaupt möglich ist."

„Was ist aus dem geworden, den sie an der Angel fortzogen? Er saß auf einem Räderstuhle, hatte Papier, Tinte, Feder und schrieb Alles nieder; sie nannten ihn Scribent."

„Sie ziehen noch immer mit ihm herum,“ sagte eine moosbewachsene jungfräuliche Karausche, welche ihren Weltschmerz im Schlunde trug, so daß sie ganz heiser war; sie hatte nämlich einmal einen Angelhaken verschluckt und schwamm immer noch geduldig umher mit ihm in der Kehle. „Scribent, das ist übrigens fischlich-verständlich gesprochen eine Art von Tintenfisch unter den Menschen.“

So sprachen in ihrer Art die Fische, aber in der künstlichen wassertragenden Grotte verkehrten die Arbeiter, welche die Nacht zu Hilfe nehmen mußten, um bis Tagesanbruch fertig zu werden. Sie begleiteten mit Hammerschlägen und Gesang die Abschiedsworte der verschwindenden Dryade.

„So habe ich euch doch gesehen, ihr lieblichen Goldfische. Ja, ich kenne euch,“ sagte sie ihnen zuwinkend; „ich habe euch schon lange gekannt, die Schwalbe in der Heimath hat mir von euch erzählt. Wie schön seid ihr doch, wie niedlich und glänzend, ich möchte euch alle, einen wie den andern, küssen. Ihr andern alle, auch euch kenne ich, aber ihr kennt mich nicht.“

Die Fische glotzten in das Dämmerlicht hinaus sie verstanden kein Wort davon.

Die Dryade war nicht mehr da; sie weilte schon oben im Freien, wo die verschiedenen Länder: die Heimath des Schwarzbrodes, die Küste des Kabliau's, das

Reich der Juchten ebensowohl als die Ufer des Eau-de-Cologne und die Gärten des Rosenöls ihren Duft aus der Weltwunderblume ausströmen ließen.

Wenn wir nach der Ballnacht, halb wachend halb schlafend, nach Hause fahren, so klingen die Melodien noch deutlich in unsern Ohren nach, wir hören sie, wir können sie alle nachsingen. Wenn das Auge des Gemordeten bricht, so haftet das Abbild Dessen, was es zuletzt erblickte, gleichsam eine Photographie, noch eine Zeitlang daran.

So war es auch hier; das rege Leben des Tages war in der stillen Nacht noch nicht verschwunden. Die Dryade hatte es gesehen; sie wußte: so braust es noch morgen fort.

Die Dryade stand zwischen den duftenden Rosen, sie glaubte sie aus ihrer heimathlichen Gegend wieder zu erkennen. Auch rothe Granatblumen sah sie, wie sie die kleine Marie in ihrem schwarzen Haar getragen hatte.

Die Erinnerungen aus der Heimath der Kindheit blitzten durch ihre Gedanken, begierig tranken ihre Augen den Anblick ringsum, während fieberhafte Unruhe sie durch die wundergefüllten Säle jagte.

Eine stets zunehmende Müdigkeit bemächtigte sich ihrer. Sie fühlte den Drang auf den weichen orientalischen Teppichen drinnen auszuruhen oder sich an die Trauerweide draußen am klaren Wasser zu lehnen. Aber für die Eintagsfliege war keine Ruhe. In wenigen Minuten hatte der Tag seinen Kreislauf vollbracht.

Ihre Gedanken zitterten, ihre Glieder zitterten, sie sank zusammen in das Gras, an dem sprudelnden Wasser.

„Du springst ewig lebendig aus der Erde," klagte sie; „benetze mir die Zunge, reiche mir einen erfrischenden Trunk!"

„Ich bin kein lebendiges Wasser," war die Antwort, „ich springe nur, wenn die Maschine es will."

„Gieb mir etwas von Deiner Frische, Du grünes Gras," bat die Dryade, „gieb mir eine Deiner duftenden Blumen!"

„Wir müssen sterben, wenn wir losgerissen werden," antworteten die Blumen und das Gras.

„Gieb mir einen Kuß, Du frischer Luftstrom, nur einen einzigen Lebens-Kuß!"

„Bald wird die Sonne die Wolken roth küssen," antwortete der Wind, „dann bist Du unter den Todten! Hingeweht wie die ganze Herrlichkeit hier, bevor das Jahr um ist. Dann kann ich wieder mit dem leichten lockern Sande auf dem Platze hier spielen, den Staub über die Erde und durch die Luft wirbeln. Alles ist Staub!"

Die Dryade fühlte eine Angst, wie die Frau, die sich im Bade die Pulsader durchgeschnitten hat und verblutet, aber während des Verblutens wieder von der Liebe zum Leben erfüllt wird. Sie erhob sich, that einige Schritte vorwärts und sank wieder zusammen an dem Eingang einer kleinen Kirche. Die Pforte stand offen, Lichter brannten am Altar, die Orgel tönte.

Welche Musik! Solche Töne hatte die Dryade noch nie gehört und doch war es ihr, als vernehme sie darunter bekannte Stimmen. Sie kamen tief aus dem Herzen der ganzen Schöpfung. Sie glaubte das Sausen der alten Eiche zu spüren. Sie glaubte die Erzählungen des alten Pfarrers zu hören, von den großen Thaten, von den berühmten Namen und von den Gaben, welche Gottes Geschöpfe den Nachkommenden darbringen können, — darbringen müssen, wenn sie ein Fortleben in der Nachwelt gewinnen wollen.

Die Töne der Orgel schwollen an; es klang in ihrem Gesang:

„Deine Sehnsucht und Deine Begierde rissen Dich mit den Wurzeln von Deinem Dir von Gott bestimmten Platz. Das ward Dein Untergang, arme Dryade!"

Die Töne wurden weich und mild, es war als stürben sie in Weinen dahin.

Am Himmel zeigten sich die Wolken im rothen Schein. Der Wind sauste: „Fahret hin, ihr Todten, jetzt steht die Sonne auf!" Der erste Strahl traf die Dryade. Ihre Gestalt leuchtete wechselnd in allen Farben, wie die Seifenblase, wenn sie platzt und zum Wassertropfen wird: eine Thräne, die niederfällt und verdunstet.

Arme Dryade! nur ein Thautropfen, nur eine Thräne, auf die Erde vergossen — zerflossen!

Die Sonne beschien die Fata Morgana des Marsfeldes, beschien das große Paris und den kleinen Platz mit den Bäumen und dem plätschernden Springbrunnen zwischen den hohen Häusern. Der Kastanienbaum stand da, aber mit hängenden Zweigen und welken Blättern; der Baum, der noch gestern so lebensfrisch grünte, wie das Frühjahr selbst. Er war eingegangen, sagte man. Die Dryade war herausgeflogen, fort wie die Wolke, Niemand wußte wohin.

Auf der Erde lag eine verwelkte, geknickte Kastanienblüthe, selbst das geweihte Wasser der Kirche hätte sie nicht erfrischt und zum Leben zurückgerufen. Die Füße der Menschen zertraten sie im Sande.

Und Alles dies ist geschehen und erlebt.

Wir haben es selbst gesehen und es war in der Zeit der Ausstellung zu Paris in dem Jahre als man schrieb Achtzehn Hundert und Sieben und Sechzig, in *unserer Zeit*, in dem *großen, wunderbaren Zeitalter des Märchens.*

Alice's Abenteuer im Wunderland.

Von **Lewis Carroll.**

Aus dem Englischen von Antonie Zimmermann.

Mit zweiundvierzig Illustrationen von John Tenniel.

Elegant gebunden 1 Thlr. 22½ Ngr., elegant cartonnirt 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses reizende, höchst originelle Märchen erlebte in England binnen Jahresfrist drei Auflagen, eine Aufnahme, die uns zu der Hoffnung berechtigt, daß die hier dargebotene deutsche Ausgabe auch von unserer Jugendwelt freudig willkommen geheißen werde. Die Ausstattung dieses reich illustrirten Buches ist sehr elegant.

Sämmtliche Märchen

von **H. C. Andersen.**

Einzige vollständige, vom Verfasser besorgte Ausgabe.

Elfte, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage.

52 Bogen stark. 126 Märchen enthaltend.

Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von **L. Hutschenreuter.**

In reichstem Prachtband und künstlerischer Deckelverzierung in Golddruck. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

H. C. Andersen.

Die Dryade.

Mit einem Titelbild von A. Muttenthaler.

Elegant cartonnirt. Preis 15 Ngr.

Andersen's

Bilderbuch ohne Bilder.

Miniatur=Pracht=Ausgabe. — Elfte Auflage.

Preis 25 Ngr.

H. C. Andersen,

Aus Herz und Welt.

8°. Eleg. brosch. 1 Thlr.

H. C. Andersen,

In Spanien.

8°. Eleg. brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Culturbilder
aus
Hellas und Rom.

Von

Dr. Hermann Göll,

Professor und Prorector am Gymnasium zu Schleiz.

Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage.

3 Bände. Gr. 8. Elegant broschirt 3 Thlr. 18 Ngr.

Elegant gebunden 4$\frac{1}{5}$ Thlr.

Eines der empfehlenswerthesten Werke für gebildete Leser, denen es bei ihrer Lectüre eben nicht blos um Unterhaltung zu thun ist, die aber den schwerfälligen gelehrten Apparat nicht gern mit in den Kauf nehmen.

Römische Sonette.

Mit Noten zum Text.

Ein Beitrag zum ökumenischen Concil

von

Gustav Kühne.

Preis eleg. brosch. 12 Ngr.

Deutsche Dichter.

Erläutert von

Dr. M. W. Götzinger.

Zwei Bände. Fünfte verbesserte Auflage.

Preis 6 Thlr.

Deutsche Poesie

mit den vorzüglichsten englischen Uebersetzungen.

Herausgegeben von

H. E. Goldschmidt,

Director der modernen Schule Loretto House, Musselburgh.

Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch enthält eine Auswahl der Gedichte von Goethe, Schiller, Freiligrath, Bürger, Heine, Uhland, Körner &c. &c. mit gegenüberstehender englischer Uebersetzung von Carlyle, Lord Lytton, Longfellow, Coleridge, Dean Alford, Anster, Blackie, Th. Martin, Shelley, Mrs. Kroeker, Edgar Bowring, Garnett, Skeat, Lord Ellesmere &c. &c.

Ossian.

Deutsch von Adolf Böttger.

3. wohlfeile Volks-Ausgabe. 8°. brosch.

32 Bogen stark. 12 Ngr.

König René's Tochter.

Von H. Hertz.

Miniatur-Pracht-Ausgabe. – 10. Auflage. – Preis 25 Ngr.

Dichtersaal.

Auserlesene deutsche Gedichte.

Nach den Dichtern geordnet und herausgegeben
von Dr. Max Wilhelm Götzinger.
Siebente Auflage,
durchgesehen und wesentlich vermehrt durch
Dr. Ernst Götzinger,
Professor an der Kantonsschule in St. Gallen.
Preis eleg. brochirt 1 1/3 Thlr.
In eleg. Leinwandband 1 Thlr. 17 1/2 Ngr.

Boz (Dickens),

Gesammelte Werke.

Wohlfeile Volks-Ausgabe.

24 Bände von durchschnittlich 28 Bogen pr. Band.
8. Eleg. brosch. pr. Bd. 10 Ngr.

Julia Kavanagh's Werke.

Deutsche autorisirte Ausgaben.

gr. 8°. Elegant brosch.

Inhalt:

Dora. Roman. 6 Bde. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.
Beatrice. Roman. 4 Bde. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.
Sybille. Roman. 5 Bde. Preis 4 Thlr.
Königin Mab. Roman. 3 Bde. Preis 2 Thlr. 12 Ngr.

NB. Jedes Werk ist einzeln zu haben.

Neue wohlfeile Volks-Ausgabe
von

Seume's sämmtlichen Werken

in 16 Lieferungen à 3 Ngr.
Mit Seume's Portrait in Stahlstich.
Elegant gebunden in 4 Leinwandbände. Preis 2 1/2 Thlr.

Verlag von Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig.

LA FRANCE DRAMATIQUE.

Série I.

Oeuvres dramatiques de J. Racine.

Texte collationné sur les éditions originales, avec les variantes, et accompagné de remarques par

Adolphe Braeutigam.

1. 2. et 3. Livraison:

Iphigénie en Aulide . . . . . Preis 5 Ngr.
Esther . . . . Preis 5 Ngr.
Athalie . . . . Preis 5 Ngr.

Série II.

1. 2. 3. et 4. Livraison:

Les doigts de Fée. Comédie par Scribe et Legouvé . . . . Preis 6 Ngr.
Le verre d'eau par Scribe . . . . Preis 6 Ngr.
Michel Perrin p. Mélesville et Duveyrier Preis 6 Ngr.
Les Contes de la Reine de Navarre par Scribe et Legouvé . . . . . Preis 6 Ngr.

In Vorbereitung sind die vorzüglichsten Stücke von *Scribe*, *Delavigne*, *Mélesville*, *Ponsard*, *Souvestre*, *Dumas*, *Musset*, *Sand*, *Molière*, *Balzac*, *Lebrun* und Anderen.

OEUVRES DRAMATIQUES

de

J. RACINE.

Texte collationné sur les éditions originales, avec les variantes, et accompagné de remarques par

Adolphe Braeutigam.

Vol. I.

ATHALIE, IPHIGÉNIE, ESTHER.

Preis 15 Ngr.

Leipzig.

Druck von A. Th. Engelhardt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andersen, Hans Christian,

Gesammelte Werke Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe

Bd.: 47

Leipzig 1847-1872

P.o.rel. 4827 x-47
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10036958-6